

Wie Frauen lieben

Kriminal-Roman

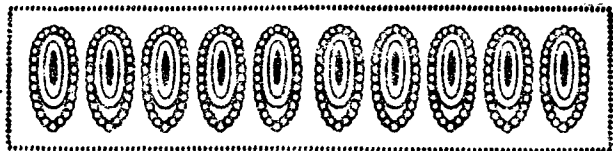
von

Matthias Blank



Mignon-Verlag

Dresden-N. 1



Rönnste dich etwas retten?" — „Ja, nur eines! Wenn es mir möglich wäre, morgen den Betrag von dreißigtausend Mark auf den Tisch zu legen.“ — „Und wenn du es nicht tun kannst?" — „Dann bin ich ein verlorener Mann! Ruiniert, geschändet, weil ich mein gegebenes Wort brechen muß.“

In dem dunklen Schatten eines Torweges, in dem sich die Gestalten kaum erkennen ließen, standen sie einander gegenüber. Nur die Stimmen verrieten, daß es ein Mann und ein Weib sein mußten.

Die weibliche Stimme klang gepreßt, wie bedrückt von schwerer Sorge.

„So kann dich sonst nichts retten?"

Über sie erhielt keine Antwort, was ihr ebenso verständlich sein mußte, wie eine lange Entgegnung.

„Robert! Kann ich irgend etwas für dich tun?"

„Was wüßtest du?"

„Alles, alles! Du weißt, daß ich selbst mein

Leben opferte, wenn es zu deiner Rettung geschehen müßte.“

Aus seiner Antwort klang nun eine herbe Bitterkeit.

„Und wenn mir dein Leben auch eine Seligkeit gilt, von anderen wird dies auf keine hundert Mark bewertet. Mein Lieb, das war ein häßliches Wort, aber es ist so. Geld und wieder Geld. Was kümmert andere unsere Liebe?“

„Aber dein Vater!“ Ihre Stimme zitterte dabei.

Da lachte er schrill.

„Der wird mich am letzten retten. Du weißt doch, wie er von mir denkt.“

„Aber du bist doch sein einziger Sohn.“

„Ja. Einmal werde ich ja auch sein Erbe werden. Einmal. Aber er kann nicht sterben; es ist, als wäre an ihm die Sense des Todes längst scharf geworden. Mein Vater kann für mich keine Hoffnung bedeuten, er ist für mich weniger als der Strohhalm, an den sich Ertrinkende klammern.“

„Was soll dann sein?“

„Zuerst ein Schweigen; dann kam ein erzwungen klingendes Lachen und schließlich die Antwort:

„Weiß ich es? Warten können wir, bis der Morgen kommt. Vielleicht ist die Nacht mir freundlich gesinnt und übt jenes Wunder, das mir Hilfe

bedeutet. Vielleicht wird es durch diese eine Nacht besser werden, als wir hoffen.“

„Wenn ich nur das Geld geben könnte!“

„Mach dir keine Sorgen mehr, mein Lieb.“

„Aber wenn du zu deinem Vater gehen würdest, wenn du ihn doch einmal noch bitten würdest, wenn du ihm deine Not schildern würdest, er kann doch nicht so grausam sein!“

„Du kennst ihn nicht.“

„Vielleicht siehst du schwärzer, als es in Wahrheit ist.“

„Undenkbar.“

„Versuche es. Ich weiß, daß du auch stolz bist.“

„Niemals! Ich kerne sein höhrendes Lachen, das ich dann hören würde.“

„Und wenn es das größte Opfer wäre! Robert, wenn es sein soll, daß du untergehen mußt, ich würde freudig mit dir sterben, ich würde in jeder Stunde auch mein Leben für dich opfern. Kannst du da nicht auch ein Opfer bringen? Er wird dich retten. Glaube es mir.“

Nun hatte seine Stimme einen rauhen, heiseren Ton:

„Gut, ich werde mich dazu zwingen, ich werde mich demütigen. Aber wenn er dann mich wieder verhöhnt, dann — dann — —“

Sie unterbrach ihn hastig:

„Er wird es nicht tun!“

Da tönte aus der Ferne der Glockenschlag einer Turmuhr.

„Halb! So spät! Wir dürfen uns nicht länger verjäumen, gehen wir.“

Als sie nun aus den tiefen Schatten des Torbogens in das Mondenlicht hinausamen, waren die Beiden deutlich zu erkennen. Ein junges Gesicht mit scharf gebogener Nase, mit starkem Schnurrbart und dunklen Augen, die von buschigen Brouen beschattet waren; er hatte seinen rechten Arm um eine zierliche, geschmeidige Gestalt geschlungen und blickte beim Dahinschlendern durch die Kieswege in zwei schwarze Augensterne von seltsam träumendem Glanze. Das bleiche Mädlig mit den schönen Zügen war von dichter, schwarzer Haarfülle umrahmt.

Was die beiden nun miteinander plauderten, berührte nicht mehr die Sorgen, mit denen sie sich eben noch gequält hatten. Wie eben die Liebe ist! Nun baulen sie schon wieder Lustschlösser, eroberten eine Welt für sich, eine Welt in Liebe.

Unter einer alten, breitästigen Linde trennten sie sich. Die Lippen fanden sich dabei, dann ein Händedruck, ein letztes Abschiedswort.

Schon trennten sie sich, da rief sie ihm nochmals zu:

„Wirfst du auch dein Wort halten und zu deinem Vater gehen?“

„Ja, mein Lieb!“

„Viel Glück!“

Dann schieden sich ihre Wege.

Er schlenderte langsam weiter, die starren Augen gedankenschwer auf den Boden geheftet. Dabei hob und senkte sich seine Brust wie in schweren inneren Kämpfen; dann rangen sich von seinen Lippen die hastenden Worte los:

„Und ich tue es.“ — —

Es war ein trüber, unfreundlicher Herbstmorgen.

Der alte Kotoschka schlich geräuschlos wie eine Kage durch die Küche. Sein durrer Kopf, der nur aus Knochen zu bestehen schien, saß auf fleischlosem Halse, der lang über den niederen Kragen emporragte. Sein Gesicht war bartlos, das Kinn von dichten, ergrauten Bartstoppeln übersät.

Der alte Kotoschka war ein wunderlicher Kauz. Seit mehr als dreißig Jahren stand er bereits in Diensten seines Herrn, der, wie er selbst, ein Menschenfeind war und in seiner Wohnung wie eingesperrt lebte. Aber so sehr sich darin Herr und Diener ähnelten, so standen sie zueinander doch wie Hund und Kage, hatten sich aber durch die langen Jahre trotzdem so zusammengewöhnt, daß sie sich nicht trennen konnten.

Geräuschlos wie eine Kage huschte der dürre Alte nach dem Korridor hinaus; auf dem Servierbrette trug er die Nickelkanne, Zuckerdose, mehrere Tassen und Schalen.

Dann blieb er stehen und —
Krach, klirr!

Sichernd lachte der alte Kokoſchka dabei, als er alles klirrend auf den Boden fallen ließ; er wartete jetzt ja nur auf das Schelten und Lärmen seines Herrn, der sich nur wieder ärgern sollte; er hätte sich so gefreut, wenn dieser mit brennrotem Kopf herausgerannt sein würde.

Aber der alte Kokoſchka wartete umsonst!

Da zitterten seine Hände vor Aerger, das tat ihm sein Herr sicherlich aus Troß, daß er den Lärm nicht gehört haben wollte. Nur deshalb.

Der alte Kokoſchka zischte in Wut zwischen den zahnlosen Kiefern:

„Er kann mich nicht ärgern, ich bin stärker wie er —“

Da hob er die Sachen vom Boden auf und schleuderte sie nun an die Türe selbst.

„Klirr — klirr —“

Den hageren Oberkörper vorgebeugt stand er dann da und wartete wieder.

Umsonst! Kein Laut drang von innen heraus.

Nun ging er dicht an die Schlafzimmertüre hin und horchte, den Kopf zum Schlüsselloch gebeugt. Kein Laut! Seine knochige Hand faßte nun die Türklinke. Dann öffnete er leise und langsam und spähte in das Schlafzimmer hinein.

Doch sofort war er mit einem gellenden Schrei zurückgestaumelt, während er die Türe vollends aufstieß.

Dort! An dem großen Haken in der Mitte

des Zimmers, wo sonst die Hängelampe war, da hing die dürre Gestalt seines Herrn in langem, weißen Nachthemd. Die starren weitoffenen Augen stierten glanzlos auf den alten Kotoschka; das Gesicht war im Todeskampfe zu einer Frage verzerrt.

Im Luftzuge zitterte das Hemd.

Da rannte der alte Kotoschka schreiend davon. Er fiel fast die Treppenstufen hinunter.

Auf sein gellendes Schreien eilten viele Neugierige in das Treppenhaus.



2.

Allein in dem duftigen Boudoir stand die gefeierte Künstlerin Mia Sanders.

Die Teppiche auf dem hellen Parkettboden stammten aus alten persischen Klöstern, die alten Gobelins konnten auf Jahrhunderte zurückschauen, die schwarzen Ebenholzmöbel mit den goldenen Beschlägen träumten von Zeiten, da sie noch die Prunkgemächer eines Ludwig des XIV. geschmückt.

Den Raum hatte die Passion eines Altertumsfreundes geschmückt.

Mia Sanders war die gefeiertste Heroine, deren Kunst in allen Ländern gleich anerkannt wurde. Und doch hatte auch sie einmal auf kleiner bescheidener Provinzbühne gestanden, wo sie für wenige Mark ebenso zufrieden gewesen war. Aber Mia Sanders war keine Modegröße; nur ihre reife, vollendete Kunst war entdeckt, anerkannt worden. In Amerika hatte sie in einem ununterbrochenen Siegeszuge ein Vermögen gewonnen. Aus der kleinen Schauspielerin mit der gewaltigen Sehnsucht zur Kunst war eine große, fertige Künstlerin geworden.

Die Schauspielerin hatte bereits gefrühstückt und träumte nun mit offenen Augen.

Mia Sanders hatte die große Heroingestalt, besaß volle, üppige Formen und geistvolle Gesichtszüge.

Ihr Träumen war Sehnsucht nach Liebe. Sie

liebte! Mia Sanders liebte und wußte, daß der eine, dem ihre ganze Leidenschaft galt, nicht ebenso wie die andern huldigend zu ihren Füßen lag. Sie verachtete alle, die wie Sklaven jede ihrer Launen ertrugen.

Nur er nicht! Und deshalb achtete sie ihn um so mehr, deshalb war auch ihre Leidenschaft so groß aufgeflammt, weil er nicht wie andere war.

Dabei hätte Mia Sanders doch alles getan, wenn sie ihn nur hätte für sich gewinnen können.

Da trat die Bofe ein und meldete Frank Steiner.

Bald darauf trat dieser auch in das Boudoir der Künstlerin ein. Frank Steiner war klein und dick, besaß lebhaftige Augen in einem schwammigen, gedunsenen Gesicht, das glattrasiert war.

Mit viel Wortverschwendung begrüßte er die Künstlerin, die ihm nur herablassend zunickte.

Frank Steiner war ein vielbekannter Altertumshändler, der alle Gelegenheiten ausfindig zu machen wußte, wo günstige Käufe zu erzielen waren; es wurde von ihm im Flüstertone allerdings auch erzählt, daß er nicht nur mit Altertümern, sondern auch mit weniger ehrenvollen Dingen, wie mit Schuldscheinen und Wechseln gute Geschäfte zu machen verstehe.

„Was bringen Sie Neues?“

„Nur Schlimmes.“

„Das trifft aber selten bei Ihnen zu.“

„Oh, ich werde dreißigtausend Mark verlieren und daran ein armer Mann werden.“

Mia Sanders lachte:

„Nur um der dreißigtausend Mark willen? Das glauben Sie doch selbst nicht. Das mit den Dreißigtausend wird wohl übertrieben sein.“

„Nein! Ich habe einen Wechsel über diesen Betrag gekauft und ich habe nun die Gewißheit, daß der Wechsel nicht eingelöst werden wird.“

„Haben Sie dafür wirklich dreißigtausend Mark gegeben?“ fragte Mia Sanders, die die Geschäfte dieses Alttertumshändlers kannte.

„Nicht ganz! Nur einen ganz bescheidenen Gewinn habe ich abgezogen. Die Zinsen nur.“

„Aber weshalb sind Sie denn eigentlich zu mir gekommen? Nur um mir von diesen schlechten Geschäften vorzuklagen?“ fragte nun die Künstlerin etwas ungeduldig.

„Nein! Aber ich weiß, daß Sie sich für den jungen Mann interessieren, der die Schuld nicht einlösen kann und ruiniert sein wird, wenn ich klagen muß.“

„Wer soll denn dieser junge Mann sein? Ich weiß selbst nicht, für wen ich mich so auffällig interessieren soll.“

„Man hat doch scharfe Augen. Das kommt vom Geschäft. Robert Schorl ist der junge Mann.“

So sehr sich Mia Sanders zu beherrschen verstand, so war sie bei dem Namen doch zusammengebrochen.

„Robert Schorl! Ich erinnere mich! Aber der Name seines Vaters ist doch gut für den Sohn.“

Frank Steiner wiegte den Kopf bedenklich hin und her:

„Ich habe so meine Bedenken. Der Vater hat den Wechsel wohl auch unterschrieben, aber —“ Steiner vollendete den Satz nicht. Das „Aber“, wie er es ausgesprochen, klang bedenklich genug, um zu verraten, um was es sich handeln müsse.

So hatte ihn auch Mia Sanders verstanden, die etwas erblaßt war.

„Sie deuten hier eine Möglichkeit an, die ich nicht glauben kann.“

„Hm! Ich habe gestern den Konsul Schorl gesprochen. Den Vater! Ich ließ etwas von einem Wechsel durchblicken. Aber der Konsul weiß nichts. Wie mag dann sein Name auf den Wechsel gekommen sein, den sein Sohn weitergegeben hat. Aber wenn Robert Schorl auch ins Gefängnis kommt, so erhalte ich dadurch mein Geld auch nicht.“

„Gefängnis! Sprechen Sie nicht so!“

„Das wird doch so kommen.“

„Vielleicht hat der Konsul den Wechsel doch unterschrieben.“

Steiner wiegte wieder den Kopf:

„Ich bin leider meines Unglücks sicher.“

Mia Sanders stand auf und ging unruhig auf und nieder.

„Ich glaube es sogar bestimmt und würde es sogar wagen, das Risiko auf mich zu nehmen.“

„Der Wechsel ist verläßlich.“

Mit einem nicht völlig frei klingenden Lachen antwortete nun Mia Sanders:

„Aber ich will nicht nur Menschenfreundin sein; ich habe von Ihnen gelernt, daß man verdienen will.“

„Achtundzwanzigtausend! Ich verliere dabei immer noch! Aber mein gutes Herz —“

„Einverstanden!“

Mit einer kurzen, abwehrenden Geste unterbrach Mia Sanders; sie kannte Frank Steiner und sein Herz zu sehr; sie trat an den zierlichen Damenschreibtisch und stellte dort einen Scheck aus, der für Frank Steiner bares Geld bedeutete.

Dafür erhielt sie jenen Wechsel, den der Altertumshändler schon mitgebracht hatte.

Als dieser dann gegangen war, setzte sich Mia Sanders wieder auf die Ottomane, um dort ihre Träume weiterzuspinnen. Dann nahm sie den Wechsel und sah auf die Schrift. Das waren die spitzen, eigentümlichen, steilen Buchstaben von Robert Schorl und das die zitterigen Buchstaben des Konsuls.

Was hatte Frank Steiner angedeutet?

Sie hielt den Wechsel gegen das Licht.

Da erkannte sie nun ganz feine, bläuliche Linien, die sich teils mit der Schrift des Konsuls deckten, teils über die Konturen herausragten.

Zweifellos war die Schrift des Konsuls auf den Wechsel gepaust und dann mit Tinte nachgezogen worden.

Eine Fälschung!

Damit aber war Robert Schorl in ihre Hand gegeben.

Mia Sanders fühlte, daß sie da im Leben eine Rolle würde spielen können, wie sie vielleicht noch von keinem Dichter erfunden worden war, wie sie eine solche Rolle auf der Bühne noch nie gespielt. Die Entscheidung sollte nun auch rascher fallen, als sich Mia Sanders dies hätte träumen lassen.

Es war seit dem Weggange von Frank Steiner kaum eine Stunde vergangen, da wurde von der Jose der Name Robert Schorl angemeldet. So stark sich Mia Sanders auch glaubte, aber als sie diesen Namen hörte, mußte sie doch die beiden Hände wider das heftig pochende Herz pressen.

Die Türe öffnete sich und Robert Schorl trat ein.

Unter seinen dunklen Augen lagen tiefe Schatten; der Blick war umflort, verschleiert, wie nach schlaflos durchwachter Nacht.

„Ein überaus seltener Besuch! Ich kann nicht behaupten, daß ich von Ihnen allzusehr verwöhnt werde.“

Mit diesen Worten bot ihm die Künstlerin ihre Hand.

Aber er tat, als hätte er diese Hand über-

Haupt nicht gesehen. Seine Stimme hatte einen rauhen, barschen Ton:

„Es ist auch kein Besuch, bei dem Komplimente ausgetauscht werden sollen. Frank Steiner hat mich hergewiesen.“

„Freiwillig wären Sie also nicht gekommen?“

„Wenigstens nicht zu solcher Stunde. Sie haben einen Wechsel von mir gekauft.“ Damit begann Schorl sofort mit der Sache, die ihn hergeführt.

Mia Sanders mußte erkennen, daß diesem Manne gegenüber die besten Waffen abprallen mußten

Ob dieser Mann überhaupt einer Liebe fähig war? Fast zweifelte sie daran.

Sie bot ihm einen Stuhl.

Aber Robert Schorl schien darauf gar nicht zu hören.

„Der Wechsel lautet über dreißigtausend Mark.“

„Ja!“

„Er ist heute fällig.“

„Vielleicht hat mein Sekretär den Wechsel bereits an Ihren Vater gegeben, der ihn ja unterzeichnet hat.“

Mia Sanders zwang sich zur Ruhe.

„Das ist nicht möglich! Der Wechsel muß zuerst mir vorgelegt werden,“ klang die hastende Antwort.

„Ich denke, dies dürfte kaum von Bedeutung

werden, denn Sie einigen sich ja doch mit Ihrem Herrn Papa, dem Herrn Konsul.“

Mia Sanders schien Robert Schorl dabei gar nicht anzusehen; aber im Spiegel beobachtete sie sein Bild und der Spiegel verriet ihr, wie aus dem Gesicht des jungen Mannes der letzte Blutstropfen gewichen war.

„Ich habe versprochen, den Wechsel selbst einzulösen. Und dies Wort darf ich nicht brechen.“

„Haben Sie das Geld?“

Mia Sanders wußte die Antwort darauf. Frank Steiner war ja bei ihr gewesen. Dieser hätte in der letzten Stunde den Wechsel nicht mit solchem Nachlaß abgegeben, wenn er seiner Sache nicht gewiß gewesen wäre.

„Ja.“ Dabei griff Robert Schorl auch schon in seine Brusttasche und brachte ein Bündel Banknoten zum Vorschein.

Sie konnte es kaum glauben! Wo sollte er in so rascher Zeit eine derartige Summe erhalten haben?

Aber schon hatte Robert Schorl dreißigtausend Mark in Banknoten auf den Tisch gezählt.

„Hier! Darf ich um die Aushändigung des Wechsels bitten!“

Ihr war es wie ein Traum. Sie hatte geglaubt, nun eine Macht über ihn zu besitzen, um ein erhofftes Glück zu erzwingen. Vergebens.

Ihre Brust wogte erregt; in dem Zeitraum weniger Sekunden kreuzten tausend Gedanken ihr

Hirn. Da richtete sie sich jäh empor und das Aufleuchten ihrer grünschillernden Augen verriet das dämonische Auflodern ihrer Leidenschaft.

„Ich kann auf das Geld verzichten und den Wechsel als Andenken behalten.“

„Das gibt es nicht. Hier ist das Geld und Sie müssen den Wechsel zurückgeben.“

„Das wird durch kein Gesetz bestimmt. Sie können es ja vor einem Gerichte erzwingen. Dann aber wird der Wechsel vorgelegt.“

„Sie treiben Ihr Spiel mit mir. Sie hassen mich!“

„Sie träumen wohl!“

„Weshalb geben Sie mir dann den Wechsel nicht? Oh, ich durchschaue Sie. Komödiantin! Sie wissen alles, und deshalb nur haben Sie den Wechsel gekauft.“

Komödiantin hatte er sie genannt. Wie ein Peitschenschlag hatte sie das Wort getroffen. Nun sollte er aber auch die Wahrheit wissen!

„Ja, ich weiß, daß die Unterschrift Ihres Vaters gefälscht ist.“

„Und mit solcher Waffe wollen Sie mich vernichten?“

„Vernichten?“

Sie war aufgesprungen; mit zitternden Händen suchte sie den Wechsel, den sie von Frank Steiner erhalten hatte; dann hielt sie diesen ihrem Besucher hin:

„Hier ist er! Aber ich will Ihr Geld nicht. Nehmen Sie es wieder und bringen Sie es hin, woher sie es genommen hatten. Gestern hatten Sie noch keinen Pfennig. Ich will das Geld nicht! Fort! So sollen Sie wenigstens sehen, wie ich Sie vernichten will.“

Dabei zerriß sie den Wechsel in Fäden und ließ diese in den Kamin flattern, wo sie von einem kleinen Feuer sofort gierig verzehrt wurden.

„So handelt die Komödiantin, die Sie verachten.“

Aber Robert Schorl hörte nicht darauf.

„Ich will kein Geschenk. Dort liegt das Geld. Ich empfehle mich.“

Und hinter ihm schloß sich wieder die Türe.

Gleichzeitig aber brach Mia Sanders in fassungslosem Schmerz zusammen und stöhnte in ihre Hände:

„Er verachtet mich! Wenn er so meine Liebe mit Füßen tritt, dann kann ich auch hassen.“

3.

Kommissar Hendrich, der mit seinen stark ergrauten Haaren zu den ältesten Kriminalbeamten der Stadt gehörte, besaß eine sehr umfangreiche, praktische Vorbildung, so daß er fast immer bei schwierigen Fällen herangezogen wurde.

Zu diesem war der alte Kokoschka gekommen, als er in größter Erregung aus dem Hause gerannt war. In Begleitung zweier Schutzleute trat dann Kommissar Hendrich ein, der sofort die Wohnung absperren ließ, so daß niemand mehr in die Wohnung gelangen konnte.

Der Tote war natürlich nicht mehr zu retten gewesen. Der Augenschein ließ auch nur die Annahme eines Selbstmordes vermuten. Der genaue Augenschein sollte erst später erfolgen.

Dieses Ende seines alten Herrn hatte Kokoschka doch einen Schrecken eingejagt, denn er wagte sich kaum noch in das Schlafzimmer, in dem er den Toten wußte. Und als er dem Kommissar Hendrich im Verhör gegenüberstand, da fuhr er mit seiner knöchigen braunen Hand wiederholt über die glänzende Gläse.

„Glauben Sie, daß Herr Schork einen Selbstmord begangen hat?“

„Gewiß hat er das getan. Und nur, um mich zu ürgern. Sie wissen gar nicht, was der alles getan hat, nur mir zum Trotz. Wie oft hat er mich

schon um Mitternacht durch Stöhnen und Schreien geweckt, um mich dann auszulachen.“

Dies erschien dem Kommissar doch seltsam, obgleich er von den Wunderlichkeiten dieser beiden bereits erfahren hatte.

„War der Konsul in Geldverlegenheit, oder hatte er sonst Sorgen?“

„Sorgen? Nein! Er war nur dann ärgerlich, wenn er nicht wußte, was er mir antun sollte.“

„Hatte er in der vergangenen Nacht vielleicht Besuch?“

„Ja!“

„Wer war dies?“

„Ich weiß es nicht!“

„Woher wissen Sie überhaupt von dem Besuche?“

„Ich habe es gehört. Kurz nach Mitternacht wurde nämlich die Türe geöffnet. Ich dachte mir, dies müßte wohl der junge Herr sein.“

„Wissen Sie, ob er es war?“

„Wer hätte sonst einen Schlüssel zum Korridor gehabt?“

„Wie viele solcher Schlüssel gibt es?“

„Drei. Der Herr Konsul, der Herr Robert und ich besaßen je einen.“

„Warum hat der Sohn einen Schlüssel? Dieser hat doch seine eigene Wohnung?“

„Ja, ja. Aber wenn er sich spät nachts verspätete, schlief er stets in unserem Fremdenzimmer.“

„Schlief er diese Nacht hier?“

„Ich habe das Fremdenzimmer unbenützt vorgefunden.“

„Wenn es also der Sohn gewesen wäre, müßte sich dieser noch in der gleichen Nacht entfernt haben.“

„So muß es dann wohl gewesen sein.“

„Was aber sollte er hier in der späten Nacht gewollt haben, wenn er hier doch nicht geschlafen hat?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie war das Verhältnis zwischen Vater und Sohn?“

„Wie zwischen Hund und Kaze. Kann keinen wundern. Der Junge ein Windbeutel, der Alte ein Geizhals.“

Das war das erste Ergebnis des Verhörs, das Kommissar Hendrich nicht von großer Wichtigkeit hielt, da ja der Tatbestand eines Selbstmordes voranzusehen war.

Nun erst begann der Kommissar im Zimmer eine ausführliche Untersuchung; die Augen Hendrichs glitten spähend über den Parkettboden hin, auf dem noch der Stuhl so am Boden lag, wie man ihn vorgefunden hatte. Dabei verriet Hendrichs Gesicht immer mehr Gespanntsein. Was ihn zunächst überraschte, war nicht das, was er sehen, sondern was er nicht sehen konnte.

Nach dem Augenschein mußte Konsul Schorl auf einen Stuhl gestiegen sein, die Schlinge sich um den Hals gelegt haben und dann mit dem Fuße den Stuhl fortgestoßen haben.

Aber wenn der Stuhl umgestoßen worden war, dann wären zwei Stuhlfüße auf dem glatten Parkett ausgeglitten und hätten auf dem frisch gewichsten Boden eine Spur zurücklassen müssen.

Eine solche fand sich aber nicht.

Der Kommissar machte einen Versuch und stieß einen Stuhl derart um, wie es hätte geschehen müssen; es zeigten sich wirklich auf dem Boden zwei parallel verlaufende Streifen.

Dann war aber der Stuhl nur auf den Boden hingelegt worden.

Damit hatte sich in Kommissar Hendrich bereits ein Verdacht geregt, der sich noch mehr verstärken sollte.

Die Strangulationsnarbe am Halse der Leiche wies Formen auf, die darauf schließen ließen, daß das Seil bereits einem Toten um den Hals gelegt worden war.

Dann aber konnte nur ein Mord begangen worden sein.

Unterdessen war auch noch der Polizeiarzt eingetroffen, der nach kurzer Untersuchung der Leiche folgendes Urteil niederschreiben ließ:

„Die Strangulationsnarbe über dem Adamsapfel läßt keinen Zweifel zu, daß ein bereits Toter erhängt worden ist. Ueber die eigentliche Todesursache gibt die gelbliche Verfärbung der Augen Aufschluß, welche auf eine Vergiftung, vermutlich durch Zyankali schließen läßt. Die gerichtliche Leichenöffnung wird Bestimmtes ergeben.“

So erfuhr Kommissar Hendrich, was er bereits befürchtet hatte.

Ein Mord! Das stand nun fest. Damit aber begann erst die Arbeit des Kommissars. Seine Pflicht war es nun, die Spur des Mörders zu erkennen und dieser dann zu folgen, bis er den Mörder selbst gestellt und der Vergeltung übergeben hatte.

Zwischen zwölf und ein Uhr war nach dem ärztlichen Gutachten der Tod eingetreten. Wer aber konnte der Mörder sein!

Der alte Kokoschka hatte nur gehört, daß um diese Zeit die Türe geschlossen worden war. Drei Schlüssel gab es nur. Kokoschka, der Konsul und dessen Sohn hatten einen; und in dem Sohn vermutete der alte Kokoschka den Besucher.

Mußte dieser es deshalb gewesen sein? Nein! Hendrich hatte in den langen Jahren seiner Tätigkeit bereits zu viel erlebt, um genau zu wissen, wie sehr derartige Indizien täuschen können.

Er begab sich nunmehr nach dem Arbeitszimmer des Toten, um dort seine Nachforschungen fortzusetzen.

Mit größter Vorsicht ging er dabei zu Werke; und es gab nichts, was ihm nicht einer genauen Prüfung wert erschien; er hatte auch Erfolge zu verzeichnen, die den Fall teils aufklärten, teils allerdings noch mehr verwirrten.

Als er seine Untersuchung beendet hatte, verwahrte er sorgsamst drei Dinge, die ihm von be-

sonderer Wichtigkeit erschienen waren. Es war dies ein einzelner, rotbrauner Herrenhandschuh mit goldblattierten Knöpfen, ein Kuvert und eine gebrauchte Eintrittskarte in ein Varieté, die an dem Tage vor dem Morde abgestempelt war.

Von größter Wichtigkeit war ihm das Kuvert, das von der Hand des Konsuls herrührend die Aufschrift trug:

„Inhalt 36 000 Mark, erhoben 8. Oktober Reichsbank.“

8. Oktober. Um die Mitternachtsstunde eben dieses Tages war der Mord begangen worden.

Von dem Inhalte des Kuverts hatte Kommissar Hendrich nichts mehr vorgefunden; es mußte demnach der Inhalt die Beute des Mörders geworden sein.

36 000 Mark, genug, um zu einer solchen Tat zu reizen.

Zwei Weingläser und eine halbgeleerte Rotweinflasche konnten vielleicht noch von Bedeutung werden; da diese Gläser mit Wasser frisch ausgespült waren konnte angenommen werden, daß in diesen dem Konsul Gift gereicht worden war.

Aus diesen Punkten aber ergaben sich für Hendrich Folgerungen von besonderer Wichtigkeit.

Konsul Schorl hatte mit seinem Mörder beim Wein beisammengesessen und geplaudert; es konnte dies also nur eine dem Konsul sehr bekannte Person gewesen sein, denn jemand anders würde er so spät in der Nacht kaum empfangen haben.

Anscheinend war der Mörder am Abend im Varieté gewesen, dann, anscheinend mit dem richtigen Schlüssel, in die Wohnung des Konsuls gekommen und dort von diesem selbst empfangen worden. Die beiden hatten Rotwein getrunken; und eine günstige Gelegenheit hatte der Mörder benützt, um in das Glas des Konsuls Gift zu schütten. Als das Gift dann seine Schuldigkeit getan, hatte der Mörder den scheinbaren Selbstmord in Szene gesetzt und jene sechsunddreißigtausend Mark gestohlen.

Den Handschuh hatte wohl der Mörder verloren.

Das waren die Tatsachen, die einstweilen bekannt waren.

Unterdessen war nun auch die Gerichtskommission selbst eingetroffen, auch der Staatsanwalt.

Diesen erstattete nun der Kommissar Bericht, der dabei mit seinen Gedanken immer nur bei der Frage verweilte, ob aus diesen wenigen Anhaltspunkten sich würden die Netze spinnen lassen, in denen sich der Mörder fangen lassen sollte.

4.

Robert Schorl trat auf die Straße.

Vor seinen Gedanken stand immer noch das Bild von Mia Sanders, wie sie hochaufgerichtet, stolz und herrisch seinen Wechsel zerrissen und in die Flammen geworfen hatte.

Sie besaß jene große Leidenschaft, die sich unbewußt in Worten und Gesten verrät, die sich nicht unterdrücken läßt. Wieder hatte sie um ihn geworben.

Robert Schorl durchschaute dieses Spiel. Ihm galt die Komödie und der falsche Wechsel sollte die Kette sein, mit der sie ihn zu fesseln gedachte.

Bisher war sie ihm gleichgültig gewesen, jetzt verachtete er sie.

Und seine Gedanken suchten dabei eine andere, eine biegsame zierliche Gestalt, gleich der Blüte an einem Frühlingmorgen. Gretel! Ihre Lippen waren stets geschlossen und nie war über sie ein Zugeständnis ihrer eigenen Leidenschaft gekommen.

Keusch und hoheitsvoll! Welch ein Kämpfen war es gewesen, bis er ihren Lippen ein Zugeständnis ihrer Liebe abgerungen hatte, bis sie mit keuschem Erröten jenes Ja geflüstert, das ihn so selig gemacht hatte.

Mia Sanders und Gretel

Die eine impulsiv, stets beherrscht von der Stimmung des Augenblicks, groß in ihrer Leiden-

schaft, kühn und rücksichtslos; die andere sanft und scheu, fast erschreckt vor der Größe ihrer Liebe.

In Gedanken sah er beide vor sich.

Mia Sanders! Er hatte den Wechsel bezahlt, der Wechsel war vernichtet, damit war seine Schuld beglichen. Sie hatte wohl gewußt, daß er am Tage vorher noch kein Geld besessen. Damit hatte sie ihn besiegen wollen.

Aber er hatte gezahlt. Was mochte es sie kümmern, wie er das Geld bekommen.

Bretel! Da wurden seine Gedanken froher. Er mußte ihr eine Nachricht geben, um ihr die Angst fortzunehmen.

„Liebste Bretel!

Deinen Rat habe ich befolgt und er hat mir Glück gebracht. Ich habe das Geld erhalten und die Schuld bezahlt. So bin ich nun gerettet. Nur wenige Wochen noch, dann kann ich vor aller Welt um dich werben. Bis dahin bist du meine süße, heimliche Braut.

Dein glücklicher Robert.“

In einem Postamte schrieb er rasch den Brief.

Als er dann wieder über die Straße schlenderte, eilten an ihm Zeitungsjungen vorbei, die Extrablätter ausriefen.

„Mord oder Selbstmord“ gellten die Stimmen allen Passanten zu.

Auch Robert Schorl nahm eines von den Extrablättern. Aber kaum hatte er den Inhalt des

Telegramms zu lesen begonnen, da blieb er mitten auf der Straße stehen, sein Gesicht nahm eine bleiche Farbe an, jeder Blutstropfen drängte zum Herzen zurück.

Hastig dann, scheu einen Blick um sich werfend, eilte er weiter.

Das Extrablatt meldete den Tod des Konsuls Schork, der ermordet worden war, wobei dem Mörder eine Beute von sechsunddreißigtausend Mark in die Hand gefallen war.

Es war in der großen Pause.

Von der Direktion des großen Varietés war für diese Saison eine besondere Ueberraschung angekündigt.

Niemand wußte, was es sein würde. Im Programm war dies in der zweiten Abteilung mit einem großen Fragezeichen angekündigt.

Was würde es sein?

In der ersten Pause wurde nur von dieser Ueberraschung gesprochen.

Am lebhaftesten dabei war Frank Steiner, dessen rundliche Erscheinung in dem schwarzen Frack und in der weißen Weste mit dem stets schwitzenden Gesichte überall auffallen mußte. Sein Begleiter war ein schlanker, leicht gebräunter Mann mit bartlosem hagerem Gesicht und schwarzen, stechenden Augen.

Es war dies Baron v. Treuendorf, eine in der Rebeweh bekannte Erscheinung.

Als diesen beiden Robert Schorl begegnete, der an ihnen gleichgültig vorübergehen wollte, trat Frank Steiner sofort auf ihn zu:

„Ich bin durch Sie ja nett gepresst worden. Ein Heuchler sind Sie! Jeder hätte gestern noch geschworen, Sie hätten kein Goldstück mehr im Besitze, und deshalb habe ich Ihren Wechsel mit empfindlichem Nachlasse weitergegeben. Nun haben Sie ihn bar eingelöst.“

„Ich denke, Sie haben trotz des Nachlasses immer noch ein gutes Geschäft gemacht.“

„Möglich! Grüßen Sie unsere große Künstlerin und seien Sie gegen sie nicht zu unbarmherzig.“

Aber Robert Schorl antwortete nicht darauf, als hätte er diese Bemerkung gar nicht mehr gehört.

Da verkündete auch schon ein Läuten das Ende der Pause.

Endlich wurde dann auch die sensationelle Nummer angekündigt.

Ein Fragezeichen stand im Programm.

Als der Vorhang sich hob, war die Bühne ganz in Weiß getaucht, war ein förmliches Leuchten und Flimmern in Weiß. Von der Seite trat dann ein Mann in elegantem, schwarzem Frack hervor, dessen Gesicht von einer schwarzen Tuchmaske ver-

hüllt war. Nur dunkle, leuchtende Augen blitzten hervor.

In einer der Logen saß Mia Sanders, hinter ihr stand Baron v. Treuendorf, der sich flüsternd zu ihr niederbeugte.

„Der Mann mit der Maske. Man erzählt, ein alter Adelsname würde durch die Maske zugedeckt.“

Etwas gelangweilt nickte die Künstlerin; sie hatte unten Robert Schorl erkannt.

Was aber würde der Mann mit der Maske beginnen, der sich von dem hellen Weiß so scharf abzeichnete?

War das möglich? Langsam hob sich mit einem Male seine Gestalt.

Langsam stieg er empor, als gäbe es für ihn in der leeren Luft Stufen. An der weißen Fläche schien er zu kleben.

Dann begann er schwebend noch einige Tänze, die er mit vornehmer Eleganz und so sicher ausführte, als begegnete er sich auf dem Parkett.

Wie war das möglich?

Und mit einem Male war der Mann mitten in dem blendenden Weiß verschwunden.

Ein Beifallssturm raste durch das Haus.

Was war das für ein Rätsel? Und wer war jener Unbekannte? Viele mochten hoffen, er würde nochmals erscheinen und die Maske lüften.

Aber er erschien trotz des Beifalles nicht mehr. Nur Baron v. Treuendorf hatte kein Inter-

esse für die Ereignisse auf der Bühne gehabt. Seine Augen waren in begehrllicher Leidenschaft nicht von der Gestalt Mia Sanders gewichen.

Raum hatte sich der Lärm des Beifalls gelegt, da flüsterte er der Künstlerin bereits wieder die Worte zu:

„So sollen Sie für mich gar keine Hoffnung haben?“

„Träumen Sie immer noch davon?“ antwortete lächelnd Mia Sanders.

„Sie wissen es, daß ich im Wachen und Träumen nur einen Gedanken haben kann.“

Mia Sanders hielt sich in komischem Entsetzen die Ohren zu:

„Ja, ja, aber schweigen Sie nur, ich träume schon bald von diesem Jammerlied.“

„So haben Sie für mich nichts übrig als dieses Lachen?“

„Ich kann nicht leben! Damit müssen Sie sich begnügen.“

„Das ist nicht wahr!“ fuhr Baron v. Treuendorf auf. „Ihre Augen strafen Sie Lügen und in Ihren Worten bebzt oft der Nachhall einer großen Leidenschaft.“

„Sie wissen nichts!“

„Oh, ich weiß doch mehr! Sie lieben, aber einen anderen, einen Unwürdigen, der Sie nicht verdient, einen —

Schroff unterbrach sie ihn:

„Schweigen Sie!“

„Ich kann nicht. Einmal muß es laut werden. Sie lieben Robert Schorl, der Sie aber nie lieben wird, nie lieben kann.“

„Weshalb nicht?“

Spottend hatte es klingen sollen, aber in diesen Worten zitterte ein Beben.

„Weil er bereits eine andere liebt.“

Dann war es still in der Loge.

Mia Sanders saß weiterzurückgelehnt und schloß die Augen. Ihre Brust wogte erregt; dann aber richtete sie sich auf und sagte mit etwas eifriger Stimme:

„Was soll mich das interessieren? Klatzsch!“

„Er ist verlobt.“

„Solche Dinge werden leicht erzählt.“

„Seine Verlobte heißt Grete Hendrich und ist die Tochter eines Polizeispiegels. Vorerst schämt er sich noch etwas dieser Braut, zumal er die Enterbung durch seinen Vater befürchtete. Doch ist es ja nun vorbei.“

„Grete Hendrich!“

Die Lippen von Mia Sanders flüsterten nur diesen Namen.

Aber um so erregter sprach Baron v. Treuendorf auf sie ein:

„Er liebt Sie nicht, ich aber bete Sie an.“

Sie wandte sich ihm langsam zu:

„Herr Baron, ich will, daß Sie mich sofort verlassen. Ich will allein sein.“

„Aber —“

„Nein aber! Ich verlange es!“

Da mußte er gehen.

Mia Sanders war nun allein.

Er konnte nicht lieben, da er einer anderen gehörte. Grete Hendrich!

Wie sie diese beneidete!

Aber in Mia Sanders konnte kein Verzicht aufkommen. Nur wilde, stürmische Pläne tobten in ihr.

„Nur nicht verzichten, um keinen Preis!“

5.

Grete Hendrich war ja so glücklich. Sie hatte den Brief von Robert Schorl erhalten, der von ihr alle die quälende Sorge genommen hatte.

Was sie ihm geraten, war zu seinem Glück geworden.

Nun aber sollte auch bald die Zeit da sein, da sie sich vor allen seine Braut nennen durfte. Er schrieb es ja. Bei diesem Gedanken fühlte sie ihr Herz so stürmisch schlagen, daß sie fürchtete, dies Pochen müßte überall gehört werden, daß sie die Hände gegen das Herz preßte, um es zum Schweigen zu bringen.

Nun aber durfte sie nicht länger säumen, um ihrem Vater den Tisch zu decken.

Wie so ganz anders war dieser gegen den Vater Roberts, und doch mußte dieser auch nicht allzu schlimm sein, denn er hatte Robert ja doch geholfen.

Das mußte sie, wie sie von ihrem Vater geliebt wurde, dessen einziges Kind sie war und dem sie schon so bald die früh gestorbene Mutter hatte ersetzen müssen.

Die Türe wurde geöffnet.

Kommissar Hendrich trat in das Zimmer.

„Spät komme ich heute, und dabei habe ich noch Eile, bald wieder fortzukommen. Du darfst daher nicht lange säumen, Kind.“

Das war seine mit freundlichem Tone gegebene Begrüßung.

„Was ist denn schon wieder geschehen?“

„Ein Mord.“

„Das ist furchtbar! Wie können Menschen töten? Wer ist denn getötet worden?“

Grete Hendrich deckte eben den Tisch und stellte gerade ein Gläschen Wein nieder.

„Der alte Konsul Schorl.“

Klirr!

Ihrer Hand war das Glas entfallen, das in tausend Scherben zerschellt auf dem Boden lag, während sie weiß geworden war und ihre Füße zitterten.

„Aber Mädels, was hast du wieder angestellt. So schlimm ist ja der Schaden nicht wegen des zerbrochenen Glases. Du siehst ja ganz blaß aus. Denke dir, daß Scherben Glück bedeuten und hole dir ein neues Glas.“

In ihrem Herzen aber fühlte sie ein stechendes Weh.

„Wann war denn diese Mordtat geschehen?“

Sie mußte weiterfragen, sie mußte es, und wenn es auch zu ihrem Verderben werden würde. Sie fühlte es.

Und der Kommissar antwortete, während er Bissen um Bissen aß:

„In dieser vergangenen Nacht zwischen zwölf und eins.“

„Wie — wie ist es geschehen?“

„Erst ist der Konsul vergiftet worden, während er mit seinem Mörder zusammen Wein trank; dann wurde er, um die Spur abzulenken, aufgehängt, damit man an einen Selbstmord glauben solle. Der Mörder hat dabei 36 000 Mark geraubt.“

Als sie das hörte, war es Grete, als müsse ihr Herz stille stehen. Und dennoch mußte sie weiterfragen.

„Kennt man den — Mörder schon?“

„Nein, aber ich bin ihm dicht auf der Fährte. Wenn ich auch einer der älteren Beamten bin, so stelle ich doch noch meinen Mann und werde auch diesen Verbrecher zur Strecke bringen.“

„Wer ist im Verdacht?“

Die Frage war fast nur ein Flüstern.

„Hm! Der eigene Sohn des Konsuls hatte den Schlüssel zur Wohnung; der eigene Sohn hat heute morgen einen Wechsel von dreißigtausend Mark eingelöst, trotzdem er gestern noch nichts besaß. Es muß jetzt nur noch festgestellt werden, wem ein Handschuh gehört, der im Zimmer des Ermordeten vorgefunden wurde.“

Kommissar Hendrich griff wie mechanisch in seine Rocktasche und zeigte einen Handschuh vor.

Fast hätte Grete aufgeschrien. Sein Handschuh! Sie hatte ihn erkannt.

„Kennst du vielleicht den Träger dieses Handschuhs?“

„Ich?“

Starr, in namenlosem Entsetzen waren Grete's Augen auf den Vater gerichtet.

Da lachte der Kommissar.

„Nein, so war es nicht gemeint. Ich fragte nur im Scherz. Natürlich kannst du den Mörder nicht kennen.“

Aber Grete wußte nichts mehr zu fragen.

Kurz nach dem Essen entfernte sich der Kommissar wieder:

„Ich werde heute viel zu tun haben. Es wird gut sein, wenn du meine Heimkehr nicht erst abwartest.“

Dann war er fort.

Grete Hendrich war allein und starrte dem Vater nach wie einem Schreckgespenst.

Sein Vater ermordet, Roberts Vater! Und sie halte diesen in dieser Nacht zu seinem Vater geschickt.

Sein Brief; er hatte ihr geschrieben, er habe von seinem Vater das Geld erhalten.

36 000 Mark gestohlen. Dreißigtausend hatte er bezahlen müssen.

Sein Handschuh.

Und ihr Vater verfolgte die Spur; ihr Vater würde schließlich zu seinem Ankläger werden.

Da schlug sie beide Hände vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

Robert Schorl verließ als einer der letzten das Varieté; er wählte für seine Heimkehr einen stillen, einsamen Weg.

Er achtete aber auch nicht auf die wenigen Passanten, die ihm in dieser späten Stunde begegneten.

Anderer Gedanken bedrängten ihn; er hatte dabei auch wenig Lust, in seine Wohnung zurückzukehren, denn er würde doch nicht schlafen können, da sich in letzter Zeit, in dieser Nacht zu viel ereignet hatte.

Dabei war dies die zweite Nacht, in der er würde nicht schlafen können.

Als er spät dann in seine Wohnung kam, und gerade die Flurtüre aufschließen wollte, wurde diese von innen geöffnet.

Sein Diener stand ihm gegenüber:

„Ein Herr ist da und wartet, er wollte nicht wieder gehen.“

„Jetzt, mitten in der Nacht?“

„Er sagte, seine Angelegenheit duldet keinen Aufschub.“

Robert Schorl ging auf die Türe zu, hinter der er von einem so wunderlichen Besucher erwartet wurde, der selbst in der Nacht geblieben war.

Wer konnte das sein?

Bei seinem Eintreten erhob sich aus einem Lehnstuhle ein kleiner, unscheinbarer Mann, dessen Augen sich aber durchdringend auf Robert Schorl hasteten.

„Mit wem habe ich die Ehre?“

„Polizeikommissar Hendrich.“

Oretes Vater! dachte Robert Schorl. Aber weshalb konnte dieser zu ihm gekommen sein?

„Bitte nehmen Sie Platz.“

Und dann sahen sie einander gegenüber.

Kommissar Hendrich spielte mit den Troddeln an der Seite des Lehnstuhles; es war, als überlegte er noch, welche Worte er gebrauchen sollte.

6.

Mia Sanders war bis zum Schluß der Vorstellung allein in ihrer Loge geblieben; aber von dem, was noch auf der Bühne geschah, sah und hörte sie nichts.

Er liebte eine andere.

In ihren Gedanken war für kein anderes Empfinden Raum.

Warum liebte er eine andere, deren Leidenschaft nicht so groß wie die ihre sein konnte? War diese schöner, die Tochter eines Polizeispiegels, wie Baron v. Treuendorf gesagt hatte?

Das ganze Menschenschicksal schien wie aus Zufällen zusammengesetzt, bei denen niemand ein „Warum?“ beantworten konnte.

Der letzte Takt des Schlußmarsches war verklungen. Da wurde die Logentür geöffnet und Baron v. Treuendorf blickte herein. Erst in diesem Augenblick erwachte Mia Sanders wieder zur Gegenwart; sie stand auf und befahl mit scharfer Stimme:

„Besorgen Sie mir den Wagen.“

Der Baron eilte davon.

Die Künstlerin blieb dann vor dem Spiegel in der Loge stehen und ordnete ihr Haar.

Der Spiegel verriet es ihr; sie war schön! Konnte jene andere noch schöner sein?

Schönheit? Liebt der Mann am Weibe nur

die Schönheit? Was dann? Schönheit ist Vergängliches.

War sie schlechter als jene andere?

Baron v. Treuendorf war unterdessen wieder erschienen; er meldete den Wagen. Sie dankte mit keinem Worte, sie blickte auch gar nicht hin, wie er sie mit den Blicken fast verschlang.

„Haben Sie mir nicht von Schorls Braut erzählt?“

„Ja!“

„Ist diese schöner als ich?“

„Nein! Wer könnte auch schöner sein, da Sie doch selbst die Schönste sind.“

„Kennen Sie die Wohnung dieser Braut?“

Baron v. Treuendorf gab die Adresse an.

„Danke!“

Baron v. Treuendorf triumphierte; sie sollte sich nur überzeugen. Dies konnte nur ihm selbst erneute Hoffnungen bringen.

Er bot ihr seinen Arm; aber sie beachtete ihn nicht. Dann folgte er der Voranschreitenden wie ein willenloser Sklave.

Überall wurde sie begrüßt, wobei stets die Achtung herauszufühlen war, die der Künstlerin gebührte.

Baron v. Treuendorf öffnete den Wagenschlag; und als sie einstieg, da bat er mit flehenden Blicken und weicher Stimme:

„Darf ich Ihr Begleiter sein? Darf ich um diese Gunst bitten?“

„Ich will allein sein!“

Dann schlug sie die Wagentüre zu. Dem Kutscher hatte der Baron die Adresse der Künstlerin zugerufen; aber als die trabenden Pferde fast schon die Wohnung erreicht hatten, ließ sie den Wagen halten und bestimmte dem Kutscher eine neue Adresse, die von Grete Hendrich.

Sie mußte diese sehen; sie mußte diese einmal sprechen. Sie wußte ja nicht, was sie dabei sprechen würde, aber es erschien ihr dies wie ein unabänderliches Schicksal. Sie wollte Gewißheit darüber, ob sie jede Hoffnung ins Grab versenken mußte, ob denn alles zu Ende war.

Der Wagen hielt.

Eine stille, dunkle Gasse. Ein einsames, altes Haus mit kleinen dunklen Fenstern; nur hoch oben brannte hinter einem weißen Vorhange Licht.

Träumte dort oben Grete Hendrich von ihrem Glück, von ihrer Liebe?

Oben aber kniete Grete Hendrich am Boden, die Augen verweint, mit gerungenen Händen in heißem Gebet. Auf dem schmalen Gesicht lag tiefes Leid, und die roten Lippen zuckten in wildem Weh.

Aber Mia Sanders konnte davon nichts sehen und deshalb wühlte in ihr nur der Neid gegen die Glücklichere.

Dann gab sie dem Kutscher die Adresse von Robert Schorl. Sie wußte nicht, was sie dort wollte, warum sie es verlangte; sie wußte nicht, weshalb sie es tat. Nur einer augenblicklichen Ein-

gebung hatte sie gehorcht, wie sie es schon wiederholt getan.

Was hatte sie auch noch zu hoffen? Er hatte sie doch so abgewiesen, daß sie in der Erinnerung nur eine tiefe Scham empfand.

Wieder hielt der Wagen, sie wollte sich eben hinausbeugen, als sie eine fremde Stimme hörte:

„Ist der Wagen frei?“

Ehe noch eine Antwort erfolgte, riß der Fremde schon den Wagenschlag auf.

Mia Sanders sah sich einer kleinen, unscheinbaren Gestalt gegenüber.

Aber noch ein anderes Augenpaar kreuzte sich mit ihren Blicken; ein anderer stand neben dem Fremden.

Robert Schorff! Dieser mußte sie auch erkannt haben; das Aufleuchten seiner dunklen Augen hatten es ihr verraten.

Was mußte er von ihr denken?

Jetzt klang seine Stimme scharf dazwischen:

„Sie sehen, daß der Wagen nicht frei ist. Ich ziehe den Weg zu Fuß vor, Herr Kommissar.“

Und er selbst schloß den Wagenschlag.

Herr Kommissar hatte er den Alten genannt. Sollte dies der Vater der anderen gewesen sein?

Was wollte sie noch?

Als dann der Wagen wieder ihrer eigenen Wohnung zufuhr, da lehnte sie in einer Ecke und starrte vor sich hin.

Als Kommissar Hendrich in jener Nachtstunde Robert Schorl gegenüber saß, da wußte er, daß er das bevorstehende Verhör unter dem Vorwande eines harmlosen Gespräches durchführen mußte, denn Robert Schorl konnte nicht ahnen, wieviel bereits zu seiner Kenntniss gekommen war; er mußte sein Gegenüber überraschen, ehe dieser noch die Gefährlichkeit seiner Lage erkannt hatte.

„Welche dringende Sache führt Sie her?“

Kommissar Hendrich spielte wie zufällig mit dem rotbraunen Handschuh, den er im Wohnzimmer des Ermordeten gefunden. Und wie sich besinnend, gab er diesen Handschuh Robert Schorl:

„Verzeihung! Aber das ist ja Ihr Handschuh!“

„Allerdings. Ich muß ihn hier gelassen haben.“

Kommissar Hendrich nickte vor sich hin.

„Die Tatsache, die mich herführt, werden Sie ja schon wissen. Es handelt sich um den Fall Ihres Vaters, der in der vergangenen Nacht vergiftet worden ist.“

„Vergiftet!“

Mit einem Ausruf des Erstaunens sprang Robert Schorl auf. Aber dem Kommissar erschien es doch, als seien Erschrecken und Bestürzung erzwungen.

„Haben Sie keine Zeitungen, keine Extrablätter gelesen?“

„Nein!“

„Dann ist es begreiflich. Ihr Vater ist in vergangener Nacht vergiftet und als Toter noch aufgehängt worden, um einen Selbstmord vorzutäuschen.“

Robert Schorl hatte sich wieder gesetzt. So ruhig er äußerlich erschien, seine Finger blieben nicht ruhig und verrieten seine Nervosität.

„Wenn ich Aufschluß von irgendwelcher Bedeutung geben kann, so soll es gern geschehen.“

„Wann haben Sie denn Ihren Vater zum letzten Male besucht? So viel ich weiß, bestand ja kein sehr herzliches Einvernehmen.“

„Nein! Wir waren im Wesen zu verschieden. Dadurch ist es auch erklärlich, daß ich seit einigen Wochen nicht mehr bei ihm gewesen bin.“

„Wissen Sie, wie viele Schlüssel zu der Wohnung Ihres Vaters vorhanden waren?“

„Nein! Mir hat er nur einmal einen gegeben.“

„In der vorhergegangenen Nacht waren Sie auf keinen Fall bei Ihrem Vater?“

„Nein!“

„Sonderbar! Aber Ihr Handschuh war es doch, den ich Ihnen gab?“

„Ja!“

Nun kamen die Worte spitz und scharf über die dünnen Lippen des Kommissars.

„Dann will ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß ich selbst den Handschuh im Zimmer

des Ermordeten gefunden habe. Können Sie erklären, wie er dorthin gekommen sein kann?"

Eine brennende Röte stieg in dem Gesichte Robert Schorls auf; aber viel Selbstbeherrschung besaß er doch noch, um in scheinbarer Ruhe zu antworten:

„Ich kann es mir nicht erklären. Vielleicht habe ich die Handschuhe in der Zeit überhaupt nicht mehr getragen, und hat der Handschuh seit drei Wochen dort gelegen. Ich weiß es nicht.“

Damit war der erste Angriff abgeschlagen.

Aber wenn dies Kommissar Hendrich auch erkannte, so war er gleichzeitig gewandt genug, um sofort auf etwas anderes überzulenken.

„Gewiß! So kann es sein! Aber Sie werden sicherlich wissen, ob Ihr Vater ein größeres Vermögen hinterläßt?"

„Es dürfte etwa eine halbe Million betragen.“

„Ich weiß, daß Sie als einziger Sohn sein alleiniger Erbe sein werden.“

„Ich kenne sein Testament nicht.“

„Pfliegte Ihr Vater in seiner Wohnung Geld aufzubewahren?"

„Nein, das tat er nie.“

„Es steht aber fest, daß er am Tage des Mordes sechshunddreißigtausend Mark auf der Bank erhoben hatte. Diese Summe ist in den Besitz des Mörders gefallen.“

War es Wirklichkeit, daß das Gesicht von Robert Schorl noch etwas fahler wurde? Oder

Wuschte sich der Kommissar? Und Hendrich sprach weiter, ohne eine Antwort abzuwarten:

„Sie haben doch auch einen ständigen Platz im Varieté. Erstes Parkett Nr. 42.“

„Stimmt!“

„Dann können Sie gewiß auch erklären, wie Ihre Eintrittskarte von diesem Tage ebenfalls in das Zimmer des Ermordeten gelangen konnte!“

Kommissar Hendrich nahm das vorgefundene Billett aus seiner Rocktasche und wies es vor.

„Ich kann das nicht erklären!“ mußte Robert Schorl gegen seinen Willen zugestehen.

„Eigentlich gibt es dafür wie für den Handschuh nur eine Erklärung: Sie waren eben in jener Nacht bei Ihrem Vater.“

„Nein!“

„Da Sie leugnen, so habe ich keinen Anlaß mehr, Rücksicht zu nehmen. Sie mußten heute einen Wechsel über dreißigtausend Mark einlösen.“

„Ja. Aber was hat das mit dem Verbrechen an meinem Vater zu tun?“

„Sehr viel. Sie hatten tags vorher noch kein Geld. Sie haben darüber wiederholt geklagt und diese dreißigtausend Mark trotzdem eingelöst. Woher haben Sie in dieser kurzen Frist das Geld erhalten?“

Da sprang Robert Schorl erregt auf; mit beiden Fäusten stützte er sich auf die Tischkante.

„Will man mich vielleicht verdächtigen, daß ich zum Mörder an meinem Vater geworden bin?“

„Davon habe ich kein Wort gesagt. Ich will nur wissen, wo Sie das Geld zum Einlösen des Wechsels erhielten?“

„Darüber verweigere ich die Auskunft.“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie dadurch Ihre Lage nicht besser machen. Können Sie mir jetzt noch erklären, wo Sie in jener Nacht zwischen 12 und 1 Uhr weilten?“

„Dieser Ton läßt erkennen, daß man mich bereits wie einen Angeklagten verhört.“

„Ich weiß, wozu mir ein Recht zusteht.“

„Ich aber verweigere daraufhin jede Auskunft.“

„So habe ich Ihnen nur noch das eine zu vermelden, daß ich Sie wegen dringenden Mordverdachtes für verhaftet erklären muß. Ein Widerstand wäre zwecklos.“

„Ich weiß es und folge Ihnen.“

Als die beiden dann in der Nacht noch das Haus verließen, blickte ihnen Robert Schorls Diener mit verwunderten Augen nach.

7.

Robert Schorl hatte Mia Sanders sofort erkannt. Weshalb war sie in dem Wagen vor seinem Hause?

Je länger er auf dem schweigenden Marsche darüber nachdachte, um so mehr wurde es ihm zur Gewißheit: nur Mia Sanders konnte ihn verraten haben. Das war ihre Rache.

Ein eigentümliches Spiel des Zufalls war es, daß der Vater seiner Geliebten ihn verhaftet hatte. Grete Hendrich!

Wie würde sie die Nachricht aufnehmen? Würde auch sie an diesen schrecklichen Verdacht glauben? So viele Gedanken quälten ihn.

Mit anderen Gedanken beschäftigte sich Kommissar Hendrich. Alle bisher gesammelten Tatsachen sprachen gegen Robert Schorl. Aber die Ruhe, mit der ihm dieser gefolgt war, sprach wenig für eine Schuld. Weshalb erzählte dieser dann nicht, wie er zu dem Gelde gekommen war?

Weshalb das Schweigen, wenn ihn ein Sprechen retten konnte.

Und mit dem gleichen Troß betrat Robert Schorl auch die Schwelle des Untersuchungsgefängnisses.

Als Kommissar Hendrich dann in später Stunde — fast graute bereits der Morgen — heimkehrte und an der Schlafzimmertüre seiner Tochter vorüberkam, da ahnte er nicht, daß dort Grete

immer noch angekleidet auf ihrem Bette saß. Mit weit offenen Augen starrte sie vor sich hin.

Er sollte eine solche That begangen haben? Ihr Herz sträubte sich dagegen.

Aber das Geld!

Und daß es gerade ihr Vater sein mußte, der die Spur des Mörders verfolgte. Wie konnte sie dem Vater noch in seine treuen Augen sehen.

Wie eine Erlösung begrüßte sie endlich den neuen Tag. Fahle Lichter flammten im Osten auf.

Wenn jene That geschehen war, durfte dann noch eine Gemeinschaft zwischen ihm und ihr bestehen? Besaß sie dann noch ein Recht auf Liebe?

Und mit dem Morgen hatte sich Grete Hendrich durchgerungen. Schwerfällig trat sie an den kleinen Schreibtisch. Dort lagen Tinte und Feder bereit.

In fliegender Hast knisterte die Feder über das Papier.

Die Zeilen galten ihm, den sie liebte, den sie selbst über den Tod hinaus liebte.

Und trotzdem mußte dieser Brief geschrieben sein. Das Letzte!

Der Brief war beendet. Sie verbarg ihn in einer Tasche, um ihn zu geeigneter Zeit aufzugeben.

Dann erst trat sie in das Wohnzimmer hinaus.

Trotzdem der Kommissar so spät nach Hause gekommen war, war er doch schon wieder munter und erwartete schon das Erscheinen seiner Tochter.

„Nun, hast du heute verschlafen?“ Da begegnete sein Blick erst ihrem verstörten Gesicht, da be-

merkte er erst, welche Verwüstungen die Stunden dieser Nacht in dem sonst sorglos heiteren, rotwangigen Antlitz angestiftet hatten. Mit jähem Erschrecken erkannte er dies und mit plötzlich erwachender Angst fragte er: „Was ist mit dir? Bist du krank?“

„Nein, Väterchen, ich bin ganz gesund.“

„Sonst aber lachst du beim Morgengruß.“

„Ich lache ja, Väterchen.“

Das Lächeln auf ihrem Gesichte aber war ein qualvolles, schmerzliches.

„Und meinen Morgentuß habe ich heute auch noch nicht erhalten.“

Den Vater küssen! Sie mußte sich gewaltsam dazu aufraffen.

Als der Kommissar dann gegangen war, um wieder seinem Berufe nachzugehen, da atmete sie wie von schwerer Schuld erlöst auf.

Rasch nahm sie den Brief aus dem Versteck, der für den Geliebten bestimmt war, eilte damit die Treppe hinunter und warf ihn in einen Briefkasten.

Dann lehrte sie wieder heim, mit gebrochenem Herzen.

Ein schrilles Läuten im Flur schreckte sie bald wieder auf.

Wer mochte zu ihr kommen? Wer konnte dies sein?

Sie stand auf, schleifte sich zur Türe hin und öffnete.

Eine große, unbekannte Frauengestalt stand vor ihr; ein schönes, üppiges Weib mit glänzenden Augen, die kalt und mitleidlos über ihre gebrochene Gestalt hinglitten, mit vollen Lippen, die nach Küffen sehrend schienen.

Fragend schaute Grete Hendrich die fremde Dame an.

Da fragte diese:

„Sind Sie Fräulein Grete Hendrich?“

„Jawohl.“

„Kann ich mit Ihnen allein sprechen?“

„Ja.“

„Darf ich dann darum bitten? Mein Name ist Mia Sanders.“

Dann führte Grete Hendrich die unerwartete Besucherin in das Wohnzimmer.

8.

Mia Sanders trat in das Wohnzimmer von Grete Hendrich; erst bei diesem helleren Lichte konnte sie die Erscheinung dieser glücklicheren Nebenbuhlerin prüfen.

Unscheinbar erschien ihr die Gestalt.

Und gerade diese sollte Robert Schork lieben. Sie selbst war schöner. Das empfand Mia Sanders, und dabei war sie von einem neuen, fleghaften Gefühl beherrscht.

Was aber wollte sie? Einen Kampf wagen? Aber wie?

Grete Hendrich bot ihr einen Stuhl an.

„Was wünschen Sie?“

„Sie sind Robert Schorks Braut.“

Das Blut färbte die bleichen Wangen von Grete Hendrich, und ihre Stimme sank zu einem Flüstern, als sie dann antwortete:

„So hat er mich genannt.“

Mia Sanders Augen flammten.

„Meinen Namen nannte er nie?“

„Nein. Ihr Name war mir bisher fremd.“

„Sie ahnen auch nicht, weshalb ich Sie aufgesucht habe?“

„Nein.“

Mia Sanders rang einen Augenblick mit sich selbst, was sie nun beginnen sollte. Dann aber war sie fest entschlossen. Mochte sie damit alles ver-

lieren, möchte sie dabei in den Augen anderer noch tiefer sinken.

„Er ist mein Geliebter.“

Totenstille herrschte für einen Augenblick. Grete Hendrich schaute mit einem seltsamen Blick in das Gesicht ihrer schönen Begnerin, die mit erwartungsvoller Spannung auf ihre Lippen sah. Dann fragte sie:

„Hat er Sie auch seine Verlobte genannt?“

Mia Sanders litt unter der so nahe liegenden Versuchung. Wenn sie es behauptete? Nein, sie wollte die Wahrheit sagen.

„Nein, das nicht. Ich aber kann ohne ihn nicht leben.“

„Und warum haben Sie mich aufgejuchzt?“

„Sie sollen ihn freigeben.“

Jetzt war es gefordert. Deshalb nur war sie gekommen. Und wenn diese nicht freiwillig entsagen wollte, dann wäre sie auch noch zum Tollsten entschlossen gewesen. Nur hatte sie nicht mehr die Fähigkeit zu prüfen, daß es eine Tollheit sein würde, wenn sie eine Liebe erzwingen wollte. Sie mußte nur, daß sie selbst noch hoffen durfte, wenn diese entsagte.

Grete Hendrich stand hochaufgerichtet. Als sie nun mit starren Blicken auf ihre Begnerin schaute, während ihre Hände die Lehne des Stuhles krampfhaft umklammert hielten, da empfand erst Mia Sanders, welche Seele in der unscheinbaren Gestalt lebte.

Ruhig konnte diese sprechen:

„Liebt er Sie?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber Sie wissen, was Sie von mir fordern!“

Mia Sanders antwortete mit einem Flüster-
ton: „Ja.“

„Und doch wissen Sie nicht alles. Ich habe
ihn schon freigegeben.“

„Sie — Sie — —“

Mia Sanders konnte vor Verwirrung nicht
weitere sprechen.

„Ja, er ist frei.“

Die Künstlerin wollte aufstehen; aber mit einer
Handbewegung forderte Grete sie auf, noch zu
bleiben.

„Warten Sie! Noch wissen Sie nicht alles.
Wollen Sie nicht nach den Gründen fragen?“

„Ich weiß nicht, ob ich ein Recht dazu habe.“

„Wissen Sie schon, daß vorgestern nacht der
Vater von Robert Schorl ermordet worden ist?“

„Der Konsul?“

Mia Sanders war aufgesprungen und starrte
entsetzt auf ihr Gegenüber.

„Ja, ermordet. Und am darauffolgenden Mor-
gen hat Robert Schorl eine Schuld von 30 000 Mk.
bezahlt. Nachts war er noch bei mir und sprach
davon, daß er ruiniert sei, denn er könne sein ge-
gebenes Wort nicht einlösen. Ich selbst habe ihn an
seinen Vater gewiesen. Und am folgenden Tage
hat er seine Schuld bezahlt. Im Zimmer seines

ermordeten Vaters ist ein Handschuh von dem Sohne gefunden worden; auch wurden gerade 36 000 Mark die Beute des Mörders. Wissen Sie nun alles?"

Mia Sanders war zunächst unfähig, irgend etwas zu erwidern. Sie mußte ja außerdem noch, daß der Name des Konsuls auf dem Wechsel gefälscht gewesen war, daß Robert Schork auch dann schon verloren gewesen wäre, wenn dies bekannt geworden wäre.

An das dachte sie noch und verstand, welche Schuld ihn belasten mußte.

Dann richtete sich die Künstlerin auf

„Ich liebe ihn trotzdem. Wenn er zugrunde geht, wenn er verloren sein soll, dann gehe ich den gleichen Weg.“

Grete Hendrich schwieg; ihrer Natur widerstrebte es, davon zu sprechen, wozu sie entschlossen war. Sie hatte nur eine Entgegnung darauf:

„Sie wissen alles. Ich trete Ihren Absichten nicht mehr hindernd entgegen. Ich habe ihn schon freigegeben.“

„Ich danke Ihnen. Ich aber denke nur an die Macht, die ihn retten kann. Bünnen Sie nicht, daß ich so zu Ihnen gesprochen habe, daß ich mich selbst wohl in den Staub gezogen, aber was fragt die Liebe danach!“

Dann war sie gegangen.

Grete schaute durch das Fenster nach, wie die andere flüchtig durch die Straßen eilte.

Sie dachte an anderes.

Ihr Brief war nun wohl schon in seiner Hand.

Sie selbst fühlte sich nur sterbensmüde.

So mochte es denn geschehen.

An den Vater dachte sie noch. Wenn dieser dann kam und sie finden würde?

Was nützten diese Gedanken noch? Erlöst werden!

Schwerfällig schleppte sie sich in ihr Schlafzimmer.

9.

Kommissar Hendrich war von Robert Schorls Schuld überzeugt. Aber wenn auch die bisher festgestellten Tatsachen zu einer Ueberführung ausreichten, so mußte diese doch noch mehr von anderen Beweisen unterstützt werden.

Eines beschäftigte den Kommissar am lebhaftesten; das Benehmen Robert Schorls war sichtlich das eines Mannes, der sich schuldlos fühlte. Aber wenn dieser wirklich nicht der Täter war, weshalb wollte er dann darüber keinen Aufschluß geben, woher er das Geld bekommen hatte.

Hendrich schlug den Weg zu Robert Schorls Wohnung ein; seine Absicht war es, dort eine Hausdurchsuchung vorzunehmen, diese sollte über Dinge Aufklärung geben, die noch vollständig im Dunkel lagen.

Der Diener war wohl erstaunt darüber, als sich der Kommissar als Kriminalbeamter legitimierte, aber er ließ diesen doch ruhig gewähren.

Hendrichs erste Aufmerksamkeit galt dem Arbeitszimmer Robert Schorls. Aber trotzdem kein Brief, kein Blatt unbeobachtet blieb, so konnte er dennoch nichts von irgendwelcher Bedeutung vorfinden.

Nur den zweiten Handschuh entdeckte er, der zu jenem paßte, der im Zimmer des Ermordeten vorgefunden war.

Schon wollte sich der Kommissar wieder ent-

fernen, als ein Briefträger erschien und einen Brief an Robert Schorl abgeben wollte. Hendrichs Pflicht war es in diesem Falle, den Brief zu beschlagnahmen und zu kontrollieren.

Er nahm den Brief und blickte auf die Adresse.

War das nicht die Schrift seines eigenen Kindes? Er kannte die ihm vertrauten Züge. Oder gab es nur eine zufällige Aehnlichkeit?

Er konnte es nicht verhindern, daß seine Finger zitterten, als er den Umschlag öffnete und der Brief auseinanderfaltete.

Ihre Schrift.

Er blickte nach der Unterschrift: Deine Gretel
Also doch!

Aber was konnte sie an Robert Schorl zu schreiben haben, der doch von dem schweren Verdachte belastet war, der Mörder seines eigenen Vaters zu sein?

In fliegender Hast las er die Zeilen:

Liebster und Getreuer,

ich weiß alles. Aber mir steht das Recht nicht zu, Dich anzuklagen, denn ich fühle selbst, daß ich einen Teil der Mitschuld zu tragen habe. Ich habe Dich ja dorthin gewiesen, ich habe Dich gedrängt, Deinen Vater um jeden Preis aufzusuchen, trotzdem ich von Dir wußte, daß Dein Vater für Dich nur Hohn haben würde. Du hast die dreißigtausend Mark bezahlt. Über es klebt

doch Blut daran, und deshalb muß ich eine Mitschuld tragen. Ein unberechenbares Verhängnis will es, daß es gerade mein unglücklicher, armer Vater sein muß, der Deiner Spur folgt. Fliehe sofort, denn noch kann es Zeit sein, daß Du Dich retten kannst, denn noch bist Du frei. Aber jede Stunde, jede Minute kann für Dich ein Zuspät bedeuten. Unsere Träume von Zukunft und vom Glück müssen ja zu Ende sein, denn auf unserer Liebe liegt Blutschuld. Ich habe nicht die Kraft und den Mut, diese Mitschuld durchs Leben zu schleppen. Ich würde darunter zusammenbrechen; so müssen wir scheiden. Mein Weg führt dorthin, wo ein gerechterer Richter ist als die Menschen, die selbst nicht alle frei sind von Schuld. Ich werde sterben! Mögest Du vergessen und nie bedrückt werden von der Tat, zu der ich Dich trieb und die nur in Unbesonnenheit geschehen sein kann.

Deine Grete."

Beile um Beile las Kommissar Hendrich.
Träumte er denn?

Sein Kind, Grete!

Vielleicht war sie schon tot? Konnte er sie noch retten?

Er rannte davon, in fliegender Eile, ohne irgendwelche Erklärung an den Diener zu geben, der ihm fassungslos nachstarrte.

Es waren schlimme Stunden, die Robert Schorl in der trostlosen Einsamkeit seiner Zellenhaft verbrochte. Vier kühle, feuchte Wände schlossen ihn ein, an denen graugrünliche Schimmelpilze überall wucherten.

Er selbst hockte auf einer harten Lagerstätte, den müden Kopf auf beide Hände gestützt.

Des Mordes verdächtig war er verhaftet.

Sein Handschuh war im Zimmer des Ermordeten gefunden worden; 36 000 Mark waren dem Mörder als Beute zugefallen. Und er selbst, der am Abend noch nichts belesen hatte, hatte am Vormittage darauf 30 000 Mark bezahlt. Auch seine Eintrittskarte in das Varieté hatte im Zimmer des Ermordeten gelegen.

Das aber waren Gründe genug, ihn zu überführen.

Und Grete!

Ob diese etwas ahnte? Ob diese auch an seine Schuld glaubte?

Wiederholt hatte Robert Schorl schon vor dem Untersuchungsrichter gestanden.

Aber stets hatte Robert Schorl die gleiche Erklärung abgegeben.

„Ja, ich bin im Zimmer meines Vaters gewesen. Kurz nach Mitternacht kam ich dorthin, um von ihm jene 30 000 Mark zu erbitten, die ich bezahlen mußte. Aber er verweigerte mir das Geld, er beschimpfte mich noch, so daß ich aus dem Zimmer fortstürzte. So wahr mir Gott helfe, wenn

Es waren schlimme Stunden, die Robert Schorl in der trostlosen Einsamkeit seiner Zellenhaft verbrochte. Vier kühle, feuchte Wände schlossen ihn ein, an denen graugrünliche Schimmelpilze überall wucherten.

Er selbst hockte auf einer harten Lagerstätte, den müden Kopf auf beide Hände gestützt.

Des Mordes verdächtig war er verhaftet.

Sein Handschuh war im Zimmer des Ermordeten gefunden worden; 36 000 Mark waren dem Mörder als Beute zugefallen. Und er selbst, der am Abend noch nichts belesen hatte, hatte am Vormittage darauf 30 000 Mark bezahlt. Auch seine Eintrittskarte in das Varieté hatte im Zimmer des Ermordeten gelegen.

Das aber waren Gründe genug, ihn zu überführen.

Und Grete!

Ob diese etwas ahnte? Ob diese auch an seine Schuld glaubte?

Wiederholt hatte Robert Schorl schon vor dem Untersuchungsrichter gestanden.

Aber stets hatte Robert Schorl die gleiche Erklärung abgegeben.

„Ja, ich bin im Zimmer meines Vaters gewesen. Kurz nach Mitternacht kam ich dorthin, um von ihm jene 30 000 Mark zu erbitten, die ich bezahlen mußte. Aber er verweigerte mir das Geld, er beschimpfte mich noch, so daß ich aus dem Zimmer fortstürzte. So wahr mir Gott helfe, wenn

10.

Als Komissar Hendrich durch die Straßen nach seiner Wohnung eilte, da dachte er nicht mehr an das Verhältnis seines Kindes zu Robert Schorl, da lebte in ihm nur der eine Gedanke, sein Kind noch retten zu können.

Atemlos langte er vor seinem Wohnhause an und sprang gehetzt die Treppen empor.

Das Wohnzimmer fand er leer; die Schlafzimmertüre war versperrt.

„Grete, Kind, so öffne doch!“

Umsonst!

Da konnte er kein Zögern mehr. Mit aller Kraft seines Körpers stemmte er sich gegen die Tür, bis diese krachend aufsprang.

Da schlug ihm ein süßlicher, betäubender Duft entgegen, der ihn fast bewusstlos machte; auf den Kissen liegend sah er die Gestalt seines Kindes.

Still und reglos!

Nur einen Augenblick schwankte er, dann riß er die Türe weit auf, öffnete alle Fenster, damit die frische Luft das Kohlendgas entführte. Im Nu waren die Gasdünste auch zerstreut.

„Mein Kind!“

Mit diesem Ausrufe stürzte er dann vor der leblosen Gestalt nieder, nahm den zierlichen, leichten Körper in seine Arme und trug ihn nach dem Wohnzimmer, wo er Grete auf den Divan legte.

Dann drückte er sein Ohr auf das Herz der

Regungslosen und lauschte in banger Furcht. Ganz leise glaubte er den Herzschlag zu vernehmen. Dann aber war es noch nicht zu spät.

Auf die von ihm künstlich herbeigeführte Atmung hin währte es auch nicht lange, dann hob Grete Hendrich den Kopf und blickte verstört wie aus einem Traum erwachend um sich.

Sie schien den Vater zu erkennen, seufzte tief auf und schloß die Augen wieder, wie müde geworden.

„Wie konntest du mir das antun, Grete?“

„Ich konnte ja nicht anders, Vater; ich bin nicht mehr wert; daß ich dir in die Augen sehe.“

„Keine Schuld ist so groß, daß sie nicht auch Verzeihung finden könnte. Was du zu tun gedachtest, wäre nur eine Strafe für mich gewesen. Habe ich das verdient?“

„Aber ich kann mit solcher Schmach nicht leben. Du ahnst ja nichts.“

„Ich habe deinen Brief gelesen.“

„So war es zu spät?“

„Er ist verhaftet.“

„So habe ich ihn nicht mehr retten können!“

„Dürfen wir Menschen der Gerechtigkeit vorgehen? Wäre es anders gekommen, dann hätte nur ich etwas verloren.“

„Vater, verzeih', aber ich hab' ihn so unsagbar lieb!“

Sie schlug aufschauzend beide Hände vor ihr Gesicht.

Dieses Zugeständnis war von furchtbarer Gewalt und mit erschütterndem Ausdruck vorgebracht.

Kommissar Hendrich verstand eine solche Sprache; seine Hand glitt zitternd über ihr Haar und mit weicher Stimme antwortete er:

„Ich kann dir deshalb nicht zürnen. Aber trotzdem mußt du den Mut haben, jedem irgendwie drohenden Schicksal entgegenzutreten. Wenn du an keine Schuld glaubst, wenn in dir der Gedanke einer Mitschuld lebt, dann mußt du auch die Verantwortung mittragen müssen.“

So sprach der Vater, der jetzt mit blutendem Herzen an die Schuld seines einzigen Kindes glauben mußte, der um so mehr darunter litt, da er ein langes Menschenleben in peinlichster Pflichterfüllung gelebt hatte.

Aber sein Kind hatte er doch wiedergewonnen.

Grete sank in die Arme und an die Brust ihres Vaters:

„Du hast mir wieder den richtigen Weg gezeigt, Väterchen. Ja, ich will und werde jede Verantwortung mit ihm tragen.“

„Möge es dir nicht zu schwer werden. Und nun erzähle mir alles von ihm und dir!“

Min Sanders konnte kein Ueberlegen. Wie stets, so entschied sie sich auch diesmal impulsiv zur That, der augenblicklichen Eingebung gehorchend.

Grete Hendrich hatte entsetzt, weil sie das Verbrechen von dem Geliebten begangen wußte.

Danach fragte Mias Leidenschaft nicht. Sie liebte ihn; und in ihrem Wesen fragte sie nicht erst nach Gründen, sondern sann nur über seine Rettung nach.

Von namenlosem Entsetzen wurde sie gepackt, als sie erfuhr, daß Robert Schorl bereits in Untersuchungshaft genommen war.

Aber um so größer wurde der Wille in ihr, ihn zu reiten, um jeden Preis. An sich selbst wollte sie nicht denken.

Frei sollte er werden!

Sie besaß die Macht dazu; ihre grübelnden Gedanken hatten die Möglichkeit gefunden.

Mit einer Droschke fuhr sie sofort zu dem Gebäude der Staatsanwaltschaft; von dem Untersuchungsrichter Steffen, dem der Name der gefeierten Künstlerin bekannt war, wurde Mia Sanders sofort empfangen.

Sofort begann die Tragödin von dem zu sprechen, was sie unausgesetzt beschäftigte.

„Sie haben den Haftbefehl gegen Robert Schorl erlassen?“

„Gewiß, meine Gnädigste.“

„Aber er ist schuldlos.“

„Sie sind gewiß nicht genügend informiert.“

Ihre Augen blickten langsam auf und ruhten fest auf dem noch jugendlichen Gesicht des Untersuchungsrichters.

„Ich nehme das Gegenteil an,“ behauptete sie ruhig.

„Wieso?“

„Wird der Angeklagte nicht gerade durch die Tatsache belastet, daß er am Tage nach dem Morde einen Wechsel von 30 000 Mark eingelöst hat, während er am Tage vorher noch nichts besaß?“

„Allerdings.“

„Und wie ich Robert Schorl kenne, so verweigert er wohl die Auskunft darüber, woher er jene 30 000 Mark erlangt hat.“

„Gewiß! Das ist der Punkt, der ihn am stärksten verdächtig macht.“

„Wenn er nicht sprechen will, so muß ich es tun. Sie werden dann auch begreifen, warum er schweigen will.“

„Das verspricht ja, interessant zu werden.“

Auf diesen Zwischenruf achtete Mia Sanders kaum.

„Er hat den Wechsel gar nicht eingelöst. Wie Frank Steiner bestätigen wird, wurde der Wechsel von mir angekauft. Und in Robert Schorls Gegenwart habe ich den Wechsel vernichtet, ohne einen Pfennig dafür zu erhalten. Um mich nicht bloßzustellen, um meinen Namen dem allgemeinen Klatsch und der Standalssucht nicht preiszugeben,

deshalb schweigt er, als Ehrenmann. Aber ich muß deshalb um so mehr für ihn sprechen.

„Demnach hätte er das Geld gar nicht bekommen?“

„Nein! Er kann also auch gar keines geraubt haben.“

„Was aber hat Sie veranlaßt, einen Wechsel von so hohem Betrage zu vernichten, für den Sie gar keine Gegenleistung erhalten haben?“

„Herr Untersuchungsrichter, das ist eine Frage, die ich nicht beantworten werde.“

Ein Lächeln huschte über dessen Gesicht.

„Ich verstehe. Es ist auch nun begreiflich, warum der Beschuldigte keine Angaben machen wollte. Da Ihre Aussage die Angelegenheit wenigstens in der Richtung hin gegen Robert Schork entscheidet, so wird Ihre Aussage natürlich unter Eid genommen werden müssen.“

„Ich weiß es.“

„Ich brauche Sie wohl nicht erst auf die Bedeutung des Eides hinzuweisen und auch auf die Strafen, mit denen ein Meineid geahndet wird?“

„Mir ist das bekannt.“

Dann diktierte der Untersuchungsrichter seinem Schreiber die Zeugen aussage.

Mit zum Schwur erhobener Hand sprach dann Mia Sanders die vorgespochene Eidesformel mit lauter Stimme nach. Kein Bittern klang darin, so fest war der Entschluß in ihr.

klar und deutlich sprach sie die letzten Worte:
„So wahr mir Gott helfe!“

Sie hatte einen Meineid geschworen, sie hatte bemußt das Gegenteil von dem ausgesagt, was geschehen war.

Aber sie hatte Robert Schorl gerettet, wenn auch gegen seinen Willen.

Als sie dann mit festen Zügen den Namen unter das Protokoll setzte, erklärte sie dem Untersuchungsrichter noch:

„Ich bin davon überzeugt, daß er auch jetzt noch die Wahrheit verschweigen wird, um meinen Namen nicht bloßzustellen. Vielleicht wird er weiter das Gegenteil behaupten. Ich kenne seinen Troß. Aber ich mußte doch die Wahrheit bekennen.“

„Ich verstehe!“ nickte der Richter. „Ich würde vielleicht ebenso handeln.“

Langsam verließ dann Mia Sanders das Justizgebäude.

Am Ausgange blieb sie noch stehen.

Kam jetzt das Besinnen? Fühlte sie schon die Reue über ihr Tun? Einen Meineid hatte sie geschworen, um ihrer Liebe willen.

Dann aber schritt sie langsam die Straße entlang.

11.

Der alte Kotoschka hatte sich lange nicht mehr in die Wohnung seines ehemaligen Herrn zurückgewagt. Wenn auch noch so oft die Tatsache des Mordes behauptet worden war, er selbst wollte nicht daran glauben und versicherte das gleiche immer wieder:

„Nur um mich zu ärgern, hat er es getan. Einen Schrecken hat er mir einjagen wollen.“

Davon war er nicht abzubringen.

Als er wieder in die Wohnung des Konsuls zurückgekehrt war, schlich er nur auf den Zehen durch die Räume, immer ängstlich lauschend, ob der Tote nicht doch noch irgendwo zum Vorschein kommen könnte.

Nur ganz vorsichtig trat er in das Schlafzimmer des Toten.

Nichts regte sich.

Der Konsul war tot und konnte den alten Kotoschka nicht mehr behindern.

Diesem behagte das Alleinsein, so daß sich bei ihm sogar der Wunsch regte, es möchte immer so bleiben. Wenn erst des Toten Testament vollzogen sein würde, dann würde alles auch für ihn zu Ende sein.

Allerdings war es noch nicht so weit.

Er liebte es, in allen Ecken herumzustöbern, was er vorher nie hatte tun dürfen.

Auf diesen seinen Streifzügen machte er einen Fund, der ihm wieder ordentlich Schrecken einjagte. Er hatte in der Bibliothek herumgetraut, und auf einmal — er wußte wirklich nicht, wie dies hatte geschehen können, öffnete sich eines der Bilder an der Wand, wie sich die Lüre eines Schrankes öffnet.

Daß er zufällig mit einer versteckten Feder in Berührung gekommen war, daran dachte Kokoşka nicht.

Erst machte ihn die Ueberraschung sassunglos, dann aber wagte er sich schon näher heran.

Das Bild war die Lüre zu einem Geheimfach. Darin verborgen lag eine verschlossene eiserne Schatulle, auf der ein Zettel von der Hand des toten Konsuls beschriftet lag.

„Nach meinem Tode zu öffnen.“

Der alte Kokoşka wagte die Schatulle kaum zu berühren. Aber er mußte sich doch entscheiden, was er beginnen sollte. Nach längerem Ueberlegen nahm er sie aus dem Versteck, verpackte sie sorgfältig wie ein Kleinod und trug sie eiligst nach der ihm bekannten Wohnung des Kommissars Hendrich.

Diesem traf er auch an und übergab ihm nach ausführlichem Berichte die Schatulle.

Grete Hendrich war dabei mit ihrem Vater im Zimmer.

Der Inhalt der Schatulle bestand neben sehr wertvollen Juwelen aus einem verschlossenen Briefe mit der Aufschrift: „Mein Testament“ und ein ausführlich gehaltenes Tagebuch.

In diesem blätterte der Kommissar.

Dabei fand er eine letzte Aufzeichnung von dem Abend, an dem der Mord verübt worden war.

Raum hatte der Kommissar aber über diese letzte Aufzeichnung weggelesen, da sprang er auf und rief mit lauter Stimme:

„Der Tote hat noch gesprochen, er hat über das Grab hinaus gesprochen. Robert Schorl ist schuldlos. Der Ermordete hat selbst seine Mörder genannt.“

Mit düsterer Miene war Robert Schorl abermals vor dem Untersuchungsrichter erschienen. Weshalb wurde er wohl wieder vorgeführt? Was man von ihm zu wissen verlangte, das konnte er nicht sagen.

So bedeutete ein neues Verhör für ihn immer nur eine neue Qual.

Trozig preßte er die Lippen zusammen; seine Augen flackerten unstill. Die Stunden der Einzelhaft waren an ihm nicht spurlos vorübergegangen.

Der Untersuchungsrichter empfing ihn mit den Worten:

„Es hat in der Zwischenzeit ein Zeugenverhör von entscheidender Wichtigkeit stattgefunden, weshalb ich Sie nochmals habe rufen lassen.“

Wie gleichgültig dies Robert Schorl erschien. Was konnte es Entscheidendes geben?

„Sie kennen doch die gefeierte große Schauspielerin Mia Sanders?“

Bei diesen Worten horchte Robert Schorl auf.

„Ja!“

„Ich habe die Dame eben vorher eidlich vernommen. Sie hat schwören müssen und hat deshalb die Wahrheit nicht verschweigen dürfen.“

„Gewiß.“

Wie gleichgültig ihm dies war! Mia haßte ihn ja, weil er sie nicht lieben konnte, da mochte sie das eine verraten haben, daß auf dem Wechsel der Name seines Vaters gefälscht gewesen war, was er in einer Stunde der Verzweiflung getan hatte. Mochte sie es erklären! Er hoffte nichts mehr.

„Dabei hat sie natürlich auch erklären müssen, daß Sie die 30 000 Mark gar nicht bezahlt haben,“ fuhr der Richter fort.

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ihre Verhaftung ist in erster Linie daraufhin erfolgt, daß Sie einen Wechsel von 30 000 Mark eingelöst haben sollten, während Sie tags vorher noch kein Geld besaßen. Und da Ihrem Vater ein Betrag von 36 000 Mark geraubt worden war, so

konnte bei Ihrer beharrlichen Weigerung, etwas auszusagen, nur angenommen werden, daß Sie der Täter waren. Jetzt ist der Verdacht ja künfällig, da Sie das Geld ja auch an dem Vormittage nicht bezahlt hatten.“

„An eine solche Wendung halte Robert Schork nicht gedacht. Mia Sanders!“

Der Untersuchungsrichter sprach weiter, da der Verhaftete zu einer Entgegnung unfähig schien:

„Ihre Handlung ist begreiflich, da Sie den Namen einer Dame nicht bloßstellen wollten. Aber Fräulein Sanders vergaß ihre eigene Pflicht nicht. Ich brauche Ihnen natürlich nicht erst zu versichern, daß das Amtsgeheimnis die Dame schützt. Ich werde nun sofort Ihre Freilassung bestimmen.“

Robert Schork schüttelte den Kopf. Ihm war es, als träumte er.

„Fräulein Sanders hat unter Eid ausgesagt, daß Sie für den Wechsel kein Geld gegeben haben, daß der Wechsel aber von ihr trotzdem vernichtet worden ist. Sie hat das unter Eid angegeben.“

So hatte sie ihn durch einen Meineid gerettet, um seiner selbst willen hatte sie so gehandelt.

Durfte er sie nun Lügen strafen? Durfte er sie nur anklagen, da sie es doch um seinetwillen getan hatte?

Er mußte schweigen und das Opfer annehmen.

So wurde Robert Schork frei, frei durch die Sünde einer Frau, die aus Liebe das Opfer gebracht hatte, und die er selbst nicht wieder lieben konnte.

„Also doch noch! Ich war in der furchtbarsten Verlegenheit. Der Mann mit der Maske, das geheimnisvolle Rätsel hatte das Haus bis auf den letzten Platz gefüllt. Im Vorverkauf gingen alle Plätze weg. Ueberall bespricht man die Frage, wer der Unbekannte sein könne. Sämtliche Tageszeitungen erörtern die Möglichkeit des Schwebens und Tanzens in der Luft und erklären es als eine optische Täuschung. Wenn sie auch damit der Wahrheit nahe kommen, so kann doch keine die härtere Muß lösen, wer der Mann mit der Maske sein könne. Sie werden nun mein Erschrecken begreiflich finden, als ich gelesen hatte, man hätte Sie wegen des Verdachts, Ihren eigenen Vater ermordet zu haben, verhaftet. Was hätte ich heute abend, wo Sie wieder zum Auftreten verpflichtet sind, verkünden sollen.“

Der Mann mit der Maske, der jene geheimnisvollen Tänze ausgeführt hatte, war Robert Schork gewesen.

„Es stimmt, daß man mich deshalb verhaftet hatte. Daß ich plötzlich 30 000 Mark hatte bezahlen

können, hatte man als schwerwiegenden Verdacht angekreidet."

„Haben Sie das Geheimnis verraten, daß ich Ihnen das Geld gegeben habe?"

„Nein! Ich wäre ja dadurch kontraktbrüchig geworden. Meine Freilassung wurde aus anderen Gründen angeordnet."

„Das war gut von Ihnen. Dieser eine Monat Ihres Auftretens wird glänzende Einkünfte bringen. Wollen Sie wirklich keinen längeren Vertrag abschließen?"

Aber Robert Schorl schüttelte den Kopf.

„Nein! Was später werden wird, das sehen wir schon."

„Die Vorbereitungen für Ihr Auftreten sind schon getroffen."

„Gut! Ich beginne sofort."

12.

Am folgenden Morgen überbrachte die Bode von Mia Sanders ihrer Herrin die Visitenkarte von Robert Schork.

Diese war zuerst erschrocken und preßte beide Hände gegen das heftig pochende Herz.

Dann aber ließ sie ihn eintreten und empfing ihn mit herzlicher Liebenswürdigkeit, ohne etwas von dem Geschehenen verrathen zu wollen.

„Sie sind also frei! Niemand konnte das herzlicher wünschen als ich.“

Aber seine Antwort klang kühl und fremd:

„Ich stehe in Ihrer Schuld.“

Sie verstand ihn. Aber sie wollte nichts davon wissen, mit welchem Opfer das geschehen war.

„Ich weiß nichts davon. Und dann dürfte das die Hauptsache sein, daß Sie von dem Verdachte frei wurden.“

Die Brauen Robert Schorks schoben sich zusammen.

„Aber durch eine Lüge.“

Da erschrak Mia Sanders. Wagte er es, sie anzuklagen? Hatte er gar kein Erbarmen?

„Was soll das heißen?“

„Mußten Sie mit einem Eide die Unwahrheit beschwören?“

Da brach in ihr wiederum jene Leidenschaft los, die das Opfer gebracht hatte und die jetzt noch angeklagt werden sollte:

„Ja! Aber um Thretwillen! Sie wissen es! Weil ich Sie liebe, habe ich Sie um jeden Preis retten wollen. Nun brechen Sie den Stab über mich, gerade Sie. Verurteilen Sie mich!“

„Ich darf es nicht. Ich kann nur klagen, weil es durch ein Verbrechen geschehen mußte.“

„Dann fügen Sie wenigstens hinzu: Frei durch ein Verbrechen von einem Verbrechen.“

„Warum? Ich habe die Tat nicht begangen, der ich angeklagt wurde.“

„Sie waren es nicht?“

„Neint! Deshalb trage ich ja so schwer, daß ich als Unschuldiger durch ein Verbrechen frei werden mußte.“

„Aber — —“

Mit großen erstaunten Augen schaute ihr Mia Sanders an.

„Ich habe den Namen meines Vaters unter den Wechsel geschrieben, das gebe ich zu. In der Not habe ich es getan, in dem bestimmten Glauben, den Betrag auch sicher zu erhalten. Dafür büßte ich wohl schon. Aber an dem Morde bin ich schuldlos.“

„Aber — die andere glaubte doch an Ihre Tat.“

„Wer?“

„Die andere!“ Den Namen hatte Mia Sanders nicht über ihre Lippen bringen können.

„Auch sie hat mich verurteilt?“

Robert Schorl wußte, wer allein gemeint sein konnte.

„Ja! Und diese hat Sie deshalb frei gegeben.“

„Mich!“

„Ja!“

Da reckte sich Robert Schorl.

„Aber ich will nicht!“

Da erzitterte Mia Sanders.

Sein Aufschrei verriet ihr, daß ihr Opfer erfolglos gewesen, daß sie eine Liebe, die ihr nicht gehörte, auch nicht erzwingen konnte.

„Ihr Bestes wollte ich! Wenn ich dabei ge-
fehlt habe, so geschah es nur aus diesem Grunde.
Sie wissen es, daß ich an meiner Leidenschaft unter-
gehen muß, daß ich keinen Lichtblick für mein
Leben sehe, wenn ich verzichten muß.“ Dann atmete
sie auf, wie erleichtert, daß sie sich durch Worte los-
sprechen konnte. „Das habe ich noch sagen müssen.
Zur Verbrecherin bin ich um Thretwillen geworden.
Nun stoßen Sie mich von sich, wenn Sie können.“

Mit lauernd vorgebeugtem Oberkörper stand
sie da, ihn mit ihren blitzenden Augen fesselnd.

Er aber ließ beide Arme schlaff hernieder-

sinken. Er konnte sie nicht mehr ansehen, er wagte nicht aufzublicken.

„Welchen Preis fordern Sie?“

Sie wollte verlangen! Entweder gewinnen oder alles, das letzte verlieren.

„Den gleichen Preis. Ich habe mich geopfert und Sie selbst will ich dafür nehmen.“

Eine bange Stille, ein qualvolles Schweigen lag im Zimmer wie Gewitterschwüle.

Dann klangen seine Worte dumpf und schwer in die brütende Stille hinein:

„Ich kann es nicht. Ich würde ja an der Plüge ersticken. Lieber untergehen —“

Mit starren Augen starrte sie ihn an.

„So war das Opfer vergebens?“

„Ich kann nur mit dem Herzen lieben und mein Herz gehört nicht mehr mir selbst.“

„Und so — so sollen wir auseinandergehen?“

„Ich kann nur Dank sagen für das ungeheuerliche Opfer, das ich nicht wert gewesen bin.“

„Sonst nichts?“

Robert Schorl schüttelte nur den Kopf.

„So gehen Sie! Gehen Sie! Ich kann Ihren Anblick nicht länger ertragen.“

Langsam, ohne noch ein Wort zu sprechen, wandte er sich um und ging hinaus.

13.

„Eben ist Robert zu mir gekommen. Mein eigener Sohn ist ein seltener Besucher geworden. Geld wollte er! Und nur deshalb fand er den Weg, da wir uns ja sonst nicht verstehen. 30 000 Mark wollte er für eine Wechselschuld. Ich habe ihm das Geld nicht gegeben und ihm auch fühlen lassen, daß er mich gerade bei solchen Forderungen nötig hat. Vielleicht hätte ich ihn aber nicht verspotten sollen. Was liegt daran? Er mag mich ja wohl hassen, trotzdem wird ihm ja einmal doch alles gehören, was ich jetzt besitze. Und dafür, daß ich ihm dann doch alles geben muß, will ich ihn noch quälen. Dann stürmte er davon wie von Sinnen. Er hat das Blut der Schorl. Es ist gut, daß er fort ist, da ich noch einen anderen Besuch erwarte, den er nicht sehen sollte, wie auch der Narr Kolojchka nicht. Damit er so spät zu mir kommen kann, habe ich ihm ja meinen Schlüssel gegeben.

Baron v. Treuendorf hat auf diese Zusammenkunft gedrungen. Die beiden Schakale glauben wohl, sie können mir wieder abjagen, was ich ihnen mit Recht abgenommen habe. Ich kenne beide. Die würden nicht davor erschrecken, mich zu ermorden, wenn sie nicht die Strafe fürchteten. Was er nur will? Ich werde vorsichtig sein.“

Das war die letzte Eintragung in dem Tagebuch des ermordeten Konsul Schorl gewesen.

Der Tote hatte also nach seinem Besuche noch einen anderen Besuch erwartet und dieser andere müßte dann zum Mörder geworden sein.

Baron v. Treuendorf! Aber wer war der zweite, von dem noch die Rede war?

Ein genaues Durchprüfen des Tagebuches gab dem Kommissar auch darüber Gewißheit.

Baron v. Treuendorf und Frank Steiner waren die beiden Namen.

Konsul Schorl hatte den beiden einmal ein Opfer abgejagt, so daß sie um die Bucherzinsen betrogen worden waren; außerdem hatte der Konsul noch eine Anzahl von Beweisen der lichtscheuen Geschäfte dieser beiden in seine Hand bekommen, so daß er diese zweifelhaften Ehrenmänner jederzeit für immer unschädlich hätte machen können.

Aus diesen Tagebuchnotizen ging auch hervor, daß die beiden schon einmal durch einen Einbruchversuch jene sie belastenden Papiere zu gewinnen versucht hatten.

Nach Robert Schorl war Baron v. Treuendorf zu dem Konsul gekommen.

Nun war es verständlich, warum sich von den in dem Tagebuch erwähnten Papieren nichts mehr vorfand. Diese Beweise und noch jene 36 000 Mark waren dem Mörder in die Hände gefallen.

Nun zögerte Kommissar Hendrich keinen Augenblick mehr, eine Entscheidung raschestens herbeizuführen. Er wußte, daß die beiden Besuchten tägliche Gäste im Varieté waren.

In der Nachtzeit, da er beide fort wußte, drang er dann gewaltsam in die Wohnungen der beiden ein, wo er ungestört eine Haussuchung durchführen konnte, die einen größeren Erfolg brachte, als er es sich hätte träumen lassen.

Es wurden Schriftstücke vorgefunden, die zweifellos aus dem Geheimarchiv des Konsuls stammten und einen Einblick in das gemeingefährliche Treiben der beiden Verbrecher gewährten.

Mit zwei Geheimpolizisten begab sich Kommissar Hendrich sofort nach dem Varieté und durch einen Diener zunächst Baron v. Treuendorf herausrufen ließ.

Der Kommissar legitimierte sich:

„Sie sollen mir folgen, um einer Haussuchung beizuwohnen, die in Ihrer Wohnung erfolgen soll.“

Baron v. Treuendorf war jahl geworden; aber noch zeigte er eine sichere Ruhe:

„Damit werden Sie mich doch nicht in dieser Nachtstunde quälen. Hat dies nicht Zeit bis morgen früh?“

„Bedauere, der Auftrag muß sofort ausgeführt werden.“

„Dann erlauben Sie, daß ich erst Hut und Mantel aus der Garderobe hole.“

„Gewiß! Aber ich werde Sie begleiten.“

Da kniff Baron v. Treuendorf die Lippen zusammen und erklärte mit erzwungenem Lächeln:

„So habe ich wohl als Ihr Gefangener zu gelten?“

„Es mag so scheinen.“

Als Baron v. Treuendorf dann in seinen Ueberzieher schlüpfte, erkannte der Kommissar eben noch, wie er in die Brusttasche griff. Gleichzeitig sah er auch den Lauf eines Revolvers blinken. Da sprang Hendrich hinzu.

Aber nur noch die Hand des Barons konnte er zur Seite schlagen, während der Schuß mit dumpfem Knall krachte.

Die Kugel hatte so das Ziel gefehlt.

Sofort bekam der Kommissar auch Unterstützung. Die Waffe wurde der Faust des Barons v. Treuendorf entzogen, dessen Hände dann bald in stählernen Schließketten lagen.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, welcher Tat Sie beschuldigt werden. Die Unbesonnenheit, zu der Sie sich haben hinreißen lassen, ist ja bereits ein Geständnis.“

Ein troziges Schweigen verschloß die Lippen des Barons v. Treuendorf.

Als Frank Steiner dann gerufen wurde, sah er Baron v. Treuendorf bereits gefesselt zwischen zwei Kriminalbeamten. Kommissar Hendrich trat sogleich an Steiner heran und erklärte in sehr bestimmtem Tone:

„Frank Steiner, im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie wegen Beihilfe zu einem Verbrechen des Mordes an dem Konsul Schmork für verhaftet.“

Da brach Frank Steiner zusammen. Tränen rannen über seine aufgedunsenen Wangen, während er kläglich und widerwärtig wimmerte:

„Ich bin unschuldig. Mein Wille war es nicht, daß er ermordet werden sollte. Nur die Papiere, die er freiwillig nicht geben wollte, sollten genommen werden. Aber kein Mord! Das habe ich nicht gewollt.“

So verriet Frank Steiner, der anscheinend ziemlich getrunken hatte, alles.

14.

Robert Schork atmete wie erlöst auf, als er Mia Sanders verlassen. Das war eine Abrechnung gewesen.

Nie hatte er ihr die leiseste Hoffnung gegeben. Kein Schatten einer Schuld lag auf ihm. Was sie getan, hatte sie aus sich selbst getan.

Jetzt aber war ihm ein anderer Weg vorgeschrieben.

Zu Grete Hendrich!

Als sich dann die Wohnungstüre auf sein Läuten öffnete, als die beiden sich dann zum ersten Male wieder gegenüberstanden, da starrten sie sich erst stumm und wortlos an, als fände keines den ersten Gruß.

Dann aber streckte sie ihm beide Hände entgegen und auffauchzend kam es über ihre Lippen:

„Robert! Freil! Wie habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt.“

Als er diese Stimme hörte, da wußte er, daß er sie nicht verloren hatte, daß ihre Liebe immer noch ihm gehörte.

Sie führte ihn in das Wohnzimmer. Dort nahm sie seine Hand und blickte vertrauensvoll in seine Augen.

„Etwas muß ich dir bekennen. Als ich alles gehört, da zweifelte auch ich an dir.“

Er dachte daran, was ihm Mia Sanders gesagt.

„Und du gabst mich frei?“

„Ja!“

„Weshalb?“

„Musste ich es nicht? War ich nicht deine Mitschuldige? Ich hatte dich doch auf jenen Weg gedrängt.“

„Und jetzt?“

Da hob Grete Hendrich den Kopf.

„Jetzt könnte ich dich nie mehr frei geben.“

„Gretel!“

Da hatten sie sich verstanden und sanken sich in die Arme.

„So bist du mein für alle Zeit.“

„Für alle Zeit!“

Die Türe hatte sich geöffnet und auf der Schwelle stand der Kommissar.

Als er auf diese beiden, die sich nun gefunden, schaute, da blieb er stehen und sein Auge erfreute sich an dem Bilde. So sollte das Glück wieder einziehen, das er einmal schon verloren geglaubt hatte.

Dann sagte er:

„Ich scheine hier ein Störenfried zu sein. Soll ich später wiederkommen?“

Erst fuhren die beiden erschrocken auseinander; aber dann warf sich Grete an die Brust ihres Vaters und barg dort ihr erglühendes Gesicht.

„Vater, ich habe ihn ja so unsagbar lieb.“

„So werdet glücklich.“

Das war eine Sensation.

Ueberall wurde die Nachricht verbreitet:

„Unglücksfall oder Selbstmord.“

Als gestern unsere größte Tragödin Mia Sanders mit ihrer gewohnten Meisterschaft die Hedda Gabler spielte, und wie hingerissen von der Leidenschaft des Spiels die Waffe gegen sich richtete und losdrückte, da krachte ein scharfer Schuß. Die Waffe war durch irgendeinen Zufall geladen. Die große Künstlerin brach tot zusammen. Da sie vor der Vorstellung noch eine ausgelassene Lustigkeit gezeigt hatte, so dürfte ein Selbstmord kaum anzunehmen sein, trotzdem darüber abenteuerliche Gerüchte im Umlauf sind. So wird ihr Name mit dem des Mordes an dem Konsul Schori angeklagten Baron v. Treuendorf in Zusammenhang gebracht. Ob daran etwas richtig sein mag, das steht nicht fest, jedenfalls hat die Stadt ihre größte Künstlerin verloren.“

Als Robert Schori und Grete Hendrich die Nachricht erfuhren, erklärte Robert Schori:

„Wir ahnen die Wahrheit. Aber ich weiß mich frei von Schuld. Sie war eine Frau mit großen Leidenschaften, aber ich habe den Brand in ihrem Herzen nicht entzündet.“

„Möge sie den Frieden finden, der ihr auf Erden nicht gegönnt war.“

Der Unbekannte mit der Maske erregte noch einen Monat das Aufsehen der Varietébesucher, ohne daß jedoch sein Geheimnis gelöst worden wäre. Nur Grete Hendrich erfuhr es noch, der Robert Schork eine Aufklärung darüber schuldete, wie er in den Besitz der Summe von 30 000 Mark gekommen war.

Baron v. Treuendorf mußte sein Verbrechen mit dem Tode büßen. Trotzig ging er in den Tod. Frank Steiner dagegen war zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden.

Kommissar Hendrich aber gab bald darauf seinen Beruf auf. Er wollte nun in Frieden bei den zwei Glücklichen ausruhen, die sich durch so viel Irren erst gefunden hatten.
